

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Wilhelm Leevend

Eine moralische Geschichte aus der würlklichen Welt zur Beförderung der
Menschenkunde

Müller, Johann Gottwerth

Hamburg, [1800?]

urn:nbn:de:gbv:45:1-8411

Spr XVIII.

α

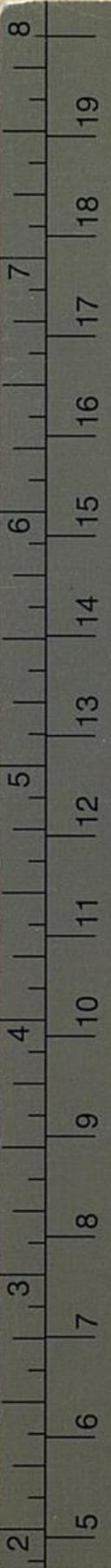
9:2.1

N. XVII. 78^c

Sept. XVIII, a

9

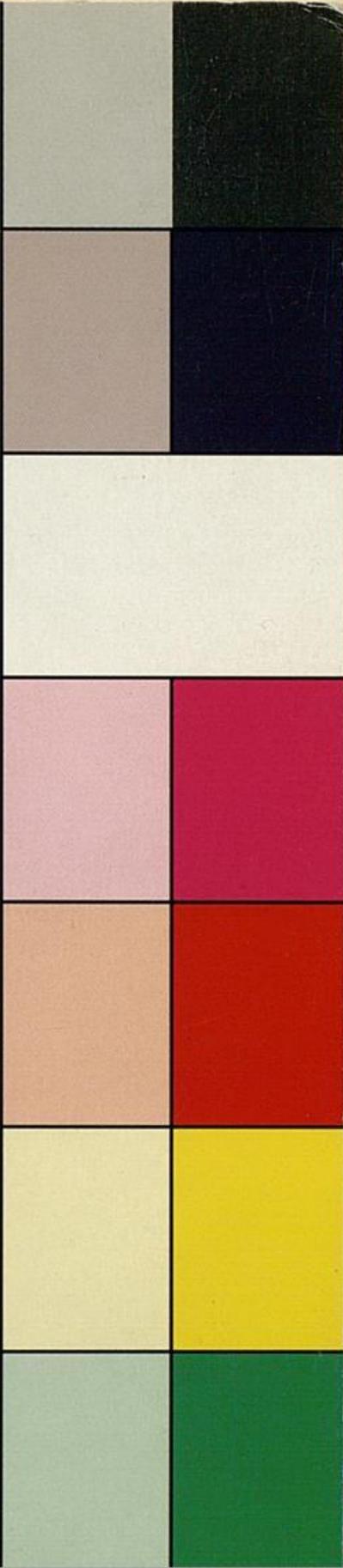


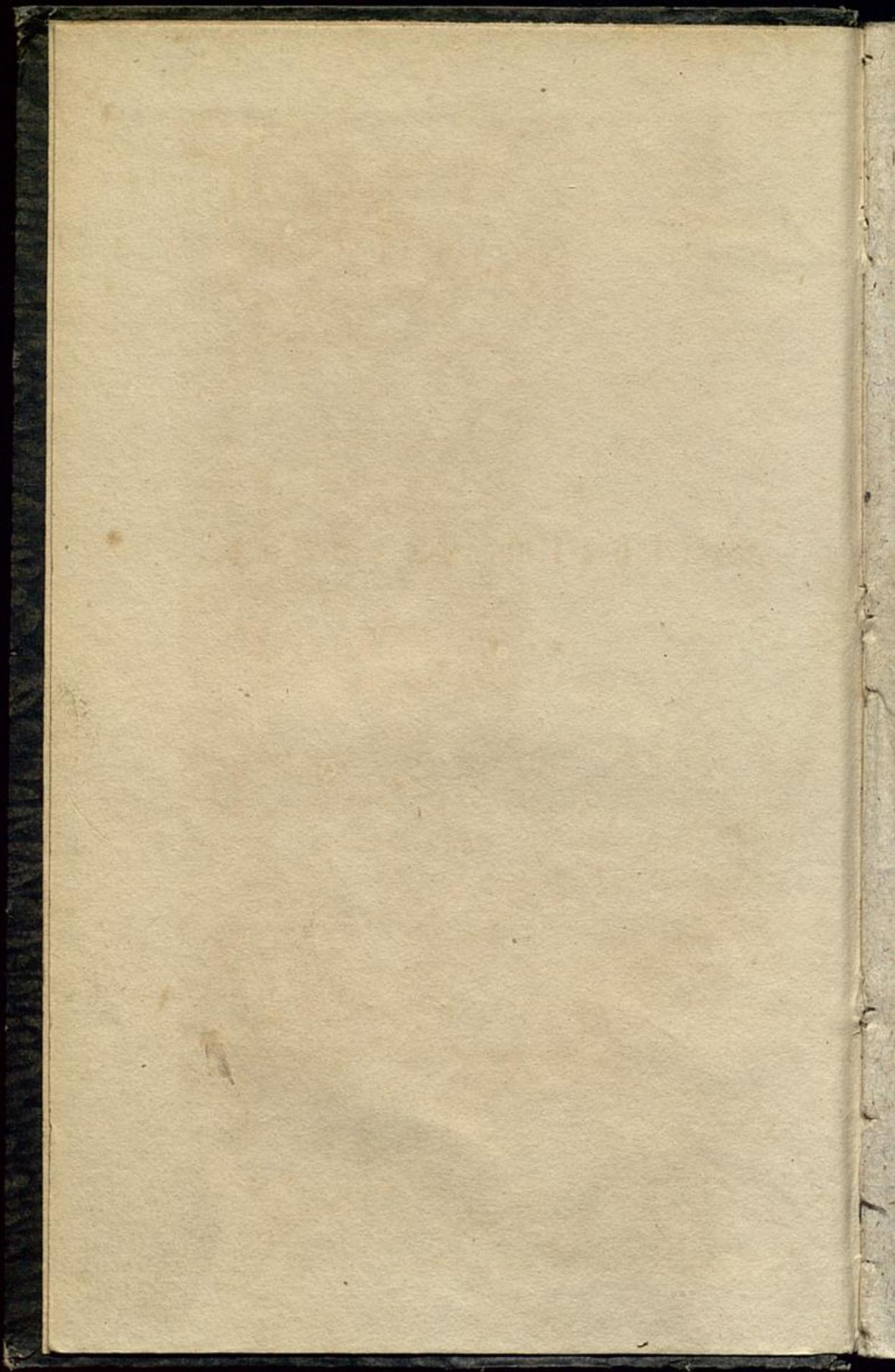


Karte #13

B.I.G.

Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black





Wilhelm Leebend.

Zweyten Bandes

erste Abtheilung.

21



EX BIBLIOTHECA
OLDENBURGENSI



Wilhelm Leevend.

Erster Brief.

Professor Gottfried Maatig an Madame
van Oldenburg.

Mit Eifer ergreife ich diese Gelegenheit, Ihnen meine vorzüglichste Hochschätzung zu bezeugen. Beruhigen Sie sich, Madame! Ihr Herr Sohn lebt unsträflich, und hegt keine schlechten Religionsbegriffe, wofern ich ihn anders einigermaßen kenne. Ich wünschte von Herzen, daß der Vorfall mit dem Junker sich nicht möchte zugetragen haben. Eine solche Versuchung war für Ihres Herrn Sohns hochfliegenden Charakter zu stark. Er ist jung, er fühlt sich, er empfindet sehr lebhaft und ist leicht

U 2

aufzubringen, und seine Hochachtung für die würdige Demoiselle Koulin ist unbegrenzt. Ueber beyde erlaubte man sich mancherley sehr unanständige Glossen. Sie kennen ja das Groß des Publikum; es beurtheilt alles nach sich; es findet in sich selbst keine Tugenden, folglich glaubt es an keine bey andern. So lange es also einer Handlung noch irgend einen schlechten Grund oder Zweck unterscheiden kann, wird man ihm schwerlich jemals Schuld geben können, daß es jemanden edle, oder wenigstens unschuldige Ursachen oder Absichten zu traue. Sie kennen die herrschende Geschäftigkeit, nachtheilige Gerüchte weiter zu tragen, und vom Guten entweder still zu schweigen, oder es wenigstens in ein zweydeutiges Licht zu stellen wenn es sich nicht in ein durchaus gehässiges Licht stellen lassen will. Das ist der Gang der Welt — oder vielmehr der Majorität der schlechten Menschen in der Welt, den Sie und ich nicht werden ändern können. Wohl dem, der, wie mein junger Freund Leevend, sich über ihre Mißhandlungen mit seinem inneren Bewußtseyn, und mit der verdienten Achtung der edlen Minorität trösten kann!

Ich habe mich bey dem Herrn Roulin, unter vier Augen und im engsten Vertrauen, nach dem häuslichen Betragen Ihres Herrn Sohns erkundigt, und dieser rechtschaffne Mann gab ihm in jeglicher Hinsicht das vortheilhafteste Zeugniß, obgleich er einräumte daß die beyden jungen Leute ungemein viel von einander hatten, und daß Herr Leevend dem Geschmacke den er an Mamsell Lottchens Umgange finde, sehr viel zu danken habe, weil dieser ihn zu Hause halte, wenn er nicht wegelangs etwa von einem oder andern seiner Freunde, deren einige allerdings das Spiel lieben, mitgeschleppt wird. Er studirt mit großem Eifer. Sein Freund Sambres ist ein Mann auf den ich nichts zu sagen habe, dessen Umgang ihm vielmehr in Absicht seiner Studien sehr zum Nutzen gereichen kann.

Ihr Herr Sohn, Madame, besitzt große und ausgezeichnete Gaben, und sein Fleiß ist wirklich musterhaft; natürlicherweise erwirbt ihm das die Gewogenheit der Lehrer; das weckt den Neid sogar solcher, die für sich selbst auf dergleichen keinen Werth setzen, und noch im höheren Grad die Mißgunst derer, die ganz

keine Möglichkeit sehen es ihm gleichzuthun. Es kommt ihm gar nicht darauf an, dergleichen Leute seine Geringschätzung fühlen zu lassen, und das bessert die Sache nicht. Seiner Superiorität sich völlig bewußt, ist er nicht sehr zuvorkommend. Er scheint sein einnehmendes Wesen und seine Liebenswürdigkeit ganz und ausschließend für seine genaueren Freunde aufzusparen, mithin fallen die Urtheile über ihn sehr verschieden aus. Bey den mehrsten gilt er für hochmüthig, Klugdünkend und von sich eingenommen, eigensinnig und empfindlich; er mag mit niemand auf einem familiären Fuße umgehen. Seine Freunde hingegen sagen, er besitze ein vortreffliches Naturell, und wissen seinen Edelmut, seine zuvorkommende Gefälligkeit, und seine sich immer gleiche Gemüthsstimmung nicht genug zu rühmen. Seine Neider hassen ihn; seine Freunde setzen ihrer Zuneigung keine Grenzen. Die weniger haben oder sind als er, preisen seine Milddigkeit und Politess; die sich mehr dünken, nennen ihn den großthuenden Amsterdamer. Alle diese Züge seines Charakters kenne ich theils aus eigener Beobachtung, theils durch meine Kinder, des

) 7 (

nen es, so wie meiner Frau, allemal ein Fest ist, wenn Herr Leevend uns besucht, und die sich mit mir über die zu große Bescheidenheit beklagen, die ihn abhält uns öfter durch seine Besuche zu erfreuen.

Auch Domine Hestig hat mir, im Vertrauen gesagt, über Ihren Herrn Sohn geschrieben; um seiner guten Absicht willen glaubte ich dem ehrlichen Mann antworten zu müssen.

Darf ich mir schmeicheln, Madame, daß Sie in der Eil mit welcher ich Ihr Geehrtes erwiedere, einen Beweis sehen werden, daß ich nichts eifriger wünsche, als einer so würdigen Mutter alle Unruhe zu benehmen? Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihren Herrn Sohn so viel mir nur möglich seyn wird im Auge behalten werde; es scheint mir aber sehr nothwendig, daß er nichts davon muthe; denn die leiseste Ahnung daß er beobachtet werde . . . Sie kennen, Madame, das zarte Ehrgefühl Ihres Sohnes. Mit innigster Hochachtung u. s. w.

Zweiter Brief.

Madame van Oldenburg an Madame
Helder.

Ich habe nur einen Augenblick, meine aller-
theuerste Freundin, Ihrem theilnehmenden
Herzen die frohe Nachricht zu geben, daß der
würdige Doktor Maatig, der meinem Sohne
die besten Zeugnisse giebt, mich in jeglicher
Hinsicht beruhigt hat. Ich weiß, Sie theilen
die Freude Ihrer u. s. w.

Dritter Brief.

Madame Helder an Madam van Oldenburg.

Glück zu Ihrer immer wachsenden Ruhe und
Zufriedenheit! Mögen beyde den höchsten
Gipfel irdischer Vollkommenheit erreichen! Vers

diente jemals eine Frau glücklich zu seyn, so sind Sie es, meine vortreffliche Freundin!

Daß Ihr liebreicher und stets sich selbst gleich bleibender Charakter viel über einen Mann gewinnen, und ihn bessern mußte, der Sie herzlich liebt und keinen Ausschweifungen unterworfen ist, das konnte, dünkt mich, wohl nicht anders kommen.

Zu der im Werk seyenden Verbindung Ihrer Adèle bitte ich Gott herzlich um seinen Segen, und hoffe, Sie werden in derselben einen reichhaltigen Quell von Freuden finden. Meines Bedünkens wird diese Heyrath sehr gut ausschlagen, und Herr Nyzig sieht die Sache aus dem richtigsten Gesichtspunkte. Wenn junge Leute sich bessern ehe sie selbst von der Welt verlassen werden, dann liebe ich sie von Herzen. Grüßen Sie Adelen mit meiner wahren Liebe, und fügen Sie zu den meinigen die herzlichsten Glückwünsche meines Stienchens.

Meine Tochter kann nicht ohne Bewerber bleiben; sie lebt in der Welt, ist nicht häßlich, und ist — was so vielen Leuten für alles gilt — eine sehr gute Partie: aber noch hat sie den Mann nicht gesehen, der ihr wichtig genug

wäre um ernstlich über ihn nachzudenken. Das ist gerade so, wie ich es wünsche. Unsere reichen Mädchen heyrathen nur gar zu früh, und ich würde es höchst ungern sehen wenn meine Tochter Gattinn würde, ehe ihr Charakter seine Bestigkeit erlangt, und ihr Körper sein völliges Wachethum vollendet hätte, — Umstände, die man jetzt zu sehr aus den Augen setzt. Es ist mir sehr zuwider, wenn das Mütterchen noch mit den Kinderchen in die Wette wächst; beyden ist dieses, auch in physischer Hinsicht, nachtheilig. Meine Tochter sieht ein, daß die Ehe eine Verbindung von sehr ernster Natur ist, und wird sich nicht ganz leicht dazu entschließen. Von unserntwegen wird sie freye Hand haben; sie wird den Mann ihrer eignen Wahl bekommen, wofern er von der Art ist, daß sie ihn mit ruhiger Seele eben so sehr achten, als mit jugendlicher Leidenschaft unterscheiden und lieben kann.

Mein Sohn scheint Augen für die Verdienste der Demoiselle Weldenaar zu haben, und sowohl mein Mann als ich würden mit Freuden unsern Segen zu dieser Verbindung geben: aber der Charakter des würdigen Mädchens ist

im Verhältnisse mit dem Charakter meines Sohnes viel zu hoch gestimmt, viel zu erhaben angelegt. Zudem bewirbt sich der Oberste von Sytsamà um ihre Hand, ein Mann, den ich mir, wenn mein Stienchen ihn liebte, in jeglicher Betrachtung zum Schwiegersohne wünschen würde.

Glauben Sie, daß ich den guten Renard nicht gekannt hätte? — Ey, wissen Sie denn nicht? er hatte ja nach seiner Art einmal ein Auge auf mich; ich war aber damals noch sehr jung. Hätte er seine selige Frau behalten, so würde es mit ihm keine Noth gehabt haben. Er war ein völlig unbeschriebenes Blatt, ein Mann ohne allen Charakter, der mit nichts besser zu vergleichen steht als mit einem Forteplano, welches jedesmal die Melodien giebt, die man auf ihm spielt. Wenn er nichts hinterlassen hat, so muß seine Verschwendung ungeheuer gewesen seyn, denn er war steinreich. Freylich ließ er sich stets von dem tollen Strudel der Mode hinreißen, wollte für einen Kenner und Mann von Geschmack gelten, und dawider hatte denn die Natur mächtig viel eingewandt. Andre sahen und wählten für ihn,

und sein Tisch war zu gut, als daß er je um Gesellschaft hätte verlegen seyn können.

Ich habe vergessen wie groß die Summe war, die er einmal für eine Sammlung von Afrikanischen und Amerikanischen Schmetterlingen gab; so viel weiß ich noch, sie war so groß, daß jedermann davon als von einer Kasserey sprach. — Er war kein Trinker, kein Spieler, er hielt keine Mätresse; sein ganzer Fehler war, den Werth des Geldes nicht zu kennen. Sehen Sie, ob ich Philipp Renard gut gekannt habe? Er hatte zu Rotterdam viel Verkehr mit einem sogenannten Freunde, der ihn zum Narren und arm machte; doch in den letztern Jahren muß das wohl abgenommen haben, denn wir hörten nichts mehr von ihm, als daß er mit Hrn. Everards, einem unserer wackersten Kaufleute, sehr über den Fuß gespannt sey. Von dieser Geschichte war viel Redens, und jeder rechtliche Mann gab Renard Unrecht. Mein Mann hielt wegen seiner Herzensgüte ziemlich viel auf ihn, gab ihn aber auf, wahrscheinlich weil mit einem so wenig soliden Manne nichts anzufangen war. So viel ist gewiß, Constantin Helder's und Philipp Renard's Charakter

waren völlige Antipoden. Seine Frau hatte kein Vermögen; ihr Bruder muß also das seinige durch Glück im Handel erworben haben, und ich freue mich, daß er sich gegen das liebe Mädchen so wohlwollend zeigt. Wir alle grüßen u. s. w.

Vierter Brief.

Adélaïde Leevend an Hedden Menard.

Da hat uns Bruder Wim mit seinem Freunde überrascht. Ehe er seine schwere Reise antritt, kömmt er doch noch einmal nach Amsterdam! Er sieht aber wohl, daß er hier im Wege ist, und seines Bleibens dürfte wohl nicht lange seyn. Ich traue meinen Augen kaum, so sehr hat er sich verändert! Ganz Mann, ganz ausgewachsen! Alles was noch nach der Muttermilch schmeckte und alles schlunckhafte leuchtenspfählig Magere ist rein aus dem Jungen

heraus. Die Leidenschaftliche Lust ist gut, und ihm macht das stehende Leben kein dickes Blut. Aber der Quant den er mit bogstet hat, steht mir nicht an, und Mutter sagt selbst, daß sein Aeußeres nicht einnehmend ist. Onkel glaubt, es liege ihm eine Krankheit in den Gliedern, oder er habe einen Mord begangen, und ist deswegen sehr vor ihm auf der Hut. Wilhelm erzählt uns Wunder von seines Freundes Verstande; — nu, ich weiß noch nicht wo er ihm sitzt? Ryzig und Wilhelm sind einer mit dem andern ziemlich zufrieden; dennoch ist alles die lebhaftige Politesse.

Hör, liebes Heden, wenn alle Gelehrten so sauertöpfisch, so konfiscirt ausfähen, dann ließe sich begreifen wie sie dem Geschlechte, welches man hier zu Lande Salettrefelchen *) nennt, zum Spott und Auspfeifen dienen könnten. Mein Vater hat mir zwar zu seiner Zeit gesagt, daß dergleichen Gelehrte fast immer eben so gepfropft voll von Flaufen und Grillen,

*) Praeter propter was man bey uns läße Herren zu nennen pflegt. M.

als von Kenntnissen stecken! O, das ist wenigstens doch noch plaisirlich; dann können wir Mädchen doch noch einmal brav lachen: aber der steife Jürgen da weiß Dir doch wahrhaftig weder zu stehen noch zu sitzen; es ist eine klarrige Gesellschaft! Mache mir wenigstens seine zur Unzeit angekraamte Gelehrsamkeit noch Spaß! — Nein, in dem Stücke lebe mir Hans Knallgold; der war doch immer noch für einen verlegenen Abend zu gebrauchen! Weißt Du noch, wie er uns einmal, auf mein Anstiften, seine Rede über das Unendlich Kleine vorlesen mußte, und wir, als er gerade im höchsten Affekt war, eine nach der andern hinaus schlüpfen, und bloß seine Schwester, Fraulein Caroline Amalie Friederike Wilhelmine, bey ihm ließen? Ja wahr, der Töller ist wohl ein ganzer Hans Quast, und das ist noch etwas anders als ein Hasensuß! — Weyläufig gesagt, da doch einmal von ihm die Rede ist: mögte man sich nicht krank lachen, daß so ein Dummkopf wie Töller sich ordentlich für einen Atheisten giebt? Als ich ihn noch bey der reinen Magd Klarissa brauchte, vertraute er mir da nicht

ganz in geheim, daß er gar nichts glaube? Er sagte daß der Stoff und die Schöpfung weder Stoff noch Schöpfung wären, und daß von Ewigkeit . . . Still! ich hasple das ein wenig durch einander; — nu, das verdirbt wohl nichts daran, glaube ich; ging er mir doch so vor!

Ich hoffe übrigens daß so ein lieber Junge als Wilhelm, vor den Symptomen gelehrter Narrheit bewahrt bleiben werde; alles was Mädchen heißt, würde zuviel dabey verlieren. Ah, es ist mit uns lieber Wim vor, und liebe Adèle nach! Wir haben nichts als heitere Lust und Sonnenschein. Mutter ist für ihr gefühlvolles Herz gar zu glücklich. Nu, ich bin froh daß ich kein so gefühlvolles Herz habe; mir ist wohl, und weiter nichts. Auch denke ich daß ich mit so einem Herzen wie ich habe, immer am weitesten komme. Wim war allerliebst, so lange er hier ist, und das ist seit vorgestern Mittag, — eine ganze Zeit um so lange Friede zu halten! Ich hatte mir vorgenommen ihm hier einiges Vergnügen zu verschaffen, aber er läßt mir nicht die Zeit dazu; er lehrt bald wieder nach Leiden zurück, und

macht, wie Du weißt, von dort aus eine Reise. Er hat Nicht; was thut er hier? — Gestern Nachmittag ging ich mit ihm, dem scheelen Jungen und dem Zauberdoctor (so soll Jambres von nun an heißen, und nicht Jambres; ich kann den Namen nicht ausstehen;) nach Seemannsruhe. Tante, die ihn denn freylich seit seinen Knabenjahren nicht gesehen hat, kannte ihn nicht mehr. „Nu Kind, hieß es, kleine Bäumchen werden groß! Aber Neveu, so studiren Sie nu würklich upn Dominé? Ich hoffe daß Sie hier was dicht bey sollen berufen werden; da würd' es dann heißen: He, alte Bekanntschaft, braucht ihr nichts von meiner Waare?“ — Onkel und ich halten es immer mit einander. Onkel, sprach ich, Sie sagten mir einmal, daß Sie an keinen Spuk glauben, und daß Sie wohl einmal ein Gespenst sehen mögten. Jetzt kann Rath dazu werden; gehen Sie nur einmal morgen mit mir in die Comödie.

Onkel. Spukt es denn dar?

Tante. Jemi ja doch! unter dem jungen Volke in die Logen und Balkons oder wie die Dinger heißen, dar kanns wohl mal so arg

W Leebend 2r Bd. 1. Abth.

B

spuken daß aus'm Parterre gerufen wird: Halt euch dar doch was still in die Logen; einer kann ja sein eigen Wort nicht hören! — Sehn Sie? ich bin auch wohl so'n mal mitgewesen, zum eiser Zeit!

Ich. Nicht doch, Tante, so meyne ich es nicht; ich rede von einem wirklichen, leibhaftigen Spuk oder Geist, den man sehen und greifen kann. Nur zu, Onkel, laß uns morgen hin!

Onkel. Na, was sagst Du dazu, Mutter?

Tante. Mir nicht zuwider; ich sehe für mein Leben gern tanzen in der Komödie. Der Gärtnerbursch kann nur eine Loge bestellen.

Und nun fertige ich Wilhelm an Dich ab; um zu vernehmen ob Deine Befehlung Dir erlaubt, von der Partie zu seyn? und bis er wieder kömmt vertreibe ich mir die einsame Zeit mit schreiben. Ich hoffe, Du gehst mit. Nyzig weiß nichts davon.

Wim bleibt verzweifelt lange aus! Hältst Du ihn so im Schnack? Mich dünkt, ihr bey.

Da kam Nyzig und unterbrach mich. Ich durfte ihn keinen vergeblichen Gang than las-

sen; Du weißt ja selbst, daß er kaum so artig ist, als unser Gehrd gegen seine Frau! — Was soll ich nur mit so einem Geschöpfe anfangen? Ihm seinen Abschied geben? Ah, das ist meiner Ehre zu nah! Würden nicht alle die ihn mir nicht gönnen, selbst die unter ihnen die eines andern überzeugt wären, heimlich und öffentlich sagen, er habe sich vor mir bedankt? Wamsell Schnaps wird hinzu setzen: „Wie kam dem vernünftigen Manne auch die Partie in den Kopf? So gut tråse ers noch alle Tage!“ — Wamsell Schnaps wird replisiren: „Ja, wenn sie noch hübsch wäre! aber auch das ist sie nicht einmal!“ — Das ist nicht anzusehn! Von meinen Töthern mit einander will ich nicht einmal sprechen! Welch eine Fete würde es für die seyn, meine Demüthigung zu vollenden! — Mama ist ganz auf seiner Seite. Nu fürwahr, er macht ihr auch mehr die Cour als mir! Mordschade, daß van Oldenburg ihm zuvor kam! Mama ist nichts zu alt für ihn, und sicher ein viel hübscheres Weibchen als ich großer langer Schlunckschlants mein Tage werden kann. . . He, warum schlägst du mich auf die Finger? Ist es etwa nicht gut daß ich

Mama alle Gerechtigkeit widerfahren lasse? Hast Du selbst aus christlicher Gesliffenheit mich zu demüthigen, vor etlichen Monaten nicht eben das gesagt? Und solltest Du meine Mutter mehr erheben als ich, ihre leibliche Tochter? — Wart, für das erbauliche Epistelchen hast Du noch dein Trinkgeld nicht gekriegt! Nu, Du sollst nicht zu kurz kommen; es steht auf dem Kerbstocke. Wilhelm, denn ich nahm ihn gestern Abend in Rath, ist der Meynung, daß ich es mir gar nicht einmal in den Sinn kommen lassen müsse, ihm den Laufpaß zu geben. Hier hast Du unsere Unterredung. Wir waren nach dem Abendessen in meinem Zimmer. Der Zauberdoctor saß und schlief oder las, das weiß ich nicht so genau. Paß auf! Du kömmt auch darin vor.

Ich. Hm! Du siehst ja, wie er ist; schon jetzt ist!

Er. Desto früher gewöhnst Du Dich daran, und Gewohnheit, Schwesterchen, ist ja die zweite Natur.

Ich. Gut! aber Natur geht über Lehre!

Er. Nun, dann macht man aus der Noth eine Tugend.

Jch. Sprüchwort für Sprüchwort! Aber im Ernst, sprich, muß ich ihn nehmen?

Er. Muß wäre Zwang. Wer kann Dich zwingen, wenn Du nicht willst?

Jch. Sagst Du das als einen Verweis, oder als eine simple Wahrheit?

Er. Was wäre Dir am liebsten?

Bratsch gab ich ihm eins auf den Buckel für sein schelmisches Lachen.

Jch. Und dann, Varentje Ryzig, lieber Junge!

Er. Nu, die nimmst Du in den Kauf! — Denn Du kannst es doch dem Herrn Ryzig nicht übel deuten, daß seine Mutter Deine Urentel wohl noch einmal laufen lehren kann?

Jch. Himmel, was sagst Du da!

Er. Eine große Wahrscheinlichkeit!

Jch. Die mir alle Lust zum Lachen besnimmt! . . . Nein, ich nehme ihn nicht! Lieber will ich, wenn Du Domlné bist, Dir den Hausstand führen, und wenn Du auch nach — o, wer weiß wohin, berufen würdest! Nu dann bin ich doch wenigstens Domine's Schwester!

Er. Und ich, ich will in meiner Adèle lieber Madame Ryzig, als meine Haushälterin umarmen.

Ich. Häßlicher Mensch! — Bist Du vielleicht bange, daß ich Dir Deine Besschen nicht klar genug stärken, oder Deine schönen Kanzelschnupstücher nicht weiß genug bleichen werde?

Er. Hör, ich vermuthe daß Du mehr Talent hast mit einem hübschen Manne so ziemlich glücklich zu leben, als hinter einer Dorfkirche Haushälterinn zu seyn. Theilte man jedem seine eigentliche Rolle zu, so gäbe es keine schlechten Komödianten.

Ich. Dann sind wir mit unsern Vermuthungen weit aus einander!

Er. Ist das meine Schuld? — Im Ernst, Adèle, Du mußt Ryzig nehmen. Meines Bedünkens müßte er gerade ein Mann nach Deinem Sinne seyn: er belästigt Dich gewiß nicht mit vielen Komplimenten?

Ich. Komplimenten? Hm! noch soll der hölzerne Heilige mir das allererste machen! Er sagt mir nicht einmal ein armseliges Je vous aime, oder: Ich finde Sie allerliebste! Er sagt kein Wort von seinem glücklichen Tage . . .

Er, einfallend: Weil er ein vorsichtiger Mann ist. Vermuthlich wird er erst sehen wollen, ob er den Tag so nennen kann. Und was fragst Du darnach ob Du so oder anders aussiehst, wenn er Dich nur lieb hat? Wenn er Dich nicht lieb hätte, warum sollte er sich denn um Dich bewerben? Läßt sich wohl ein anderer Grund denken? Reich ist er selbst schon.

Ich. Sieh so! Da bin ich bey dem Teufel zur Beichte gekommen.

Er. Was sagt Mama?

Ich, nachspottend: Was sagt Mama? — Das weißt Du wohl was Mama sagt. Stell Dich nur nicht dumm, Du durchtriebener Fuchs!

Er. Und das liebe Hedchen Renard?

Ich. Und das liebe Hedchen Renard wird sich allenfalls bereit und willig finden lassen, Eduard für sich selbst zu nehmen. (Ist's nicht so, Hedchen?)

Er. Ja, sie ist ein liebes verständiges Mädchen . . .

Ich. Ey, ey! und aus dem Grunde . . .

Er. Wird sie ihn gewiß nicht verwerfen, wollt ich sagen.

Ich. Hör, erbarme Dich doch über das liebe verständige Mädchen, lieber Wilhelm! Ich gönnte Dir doch so gern etwas recht Gutes!

Er. O, Du bist die Gutherzigkeit selbst! das ist bekannt.

Ich. Nu — Schon gut! — Ich will ihn — also — nur — neh — men.

Er. Nu — daran — wirst — Du sehr — wohl — thun!

Und fort war er. Fürwahr, der Wirt ist doch alles was man will! — Aber er ist nicht heiter! Wo mag es doch wohl bey ihm hapern?

Wo er nur bleiben mag! Du bist doch nicht mit ihm durchgegangen? he? — Zu Deiner Strafe schreib ich fort; sogar meine Unterhaltung mit Kyzig, der, wie gesagt, vor der Börse hier einsprach, sollst Du zu lesen kriegen. Also weiter im Texte!

Der Herr van Oldenburg denkt gewiß, man müsse seinem Feinde eine goldne Brücke bauen, denn er hat mir ein schönes Präsent gemacht. Es ärgert mich, denn ich muß es annehmen. Er wird mich noch geschwinder los als er gehofft hatte. Auf Wilhelm ist er tückisch. Du

freylich, Mutter hat auch ein Wesen mit ihm! und dann kann unser Gehrd unmöglich guter Laune seyn.

Mutter fügt jetzt zu ihrer Predigt über das Frühauffstehen noch einen Buß- und Bettagssermon, über die Pflicht der weiblichen Unterthänigkeit, mit dem ich noch weniger zufrieden bin; lieber mag ich fast noch Dominé Hestig's Sermon über das goldne Kalb. Wahr ist's, Mutter hat ihren Gegenstand ganz in ihrer Gewalt, und sie spricht Dir so hinreißend...

Und doch . . . Hör, nimm ihn nur für Dich, den ganzen Eduard Ruzig, wie er lebt und webt! Meynt der Mensch denn, daß ich nicht bey Troste bin? — „Wie befinden sich Madame?“ mogt ich etwa fragen, denn ich weiß mein Tage nicht viel mit ihm zu reden.

„Sehr wohl! Ihr wird die Zeit schon lang, bis sie draußen auf dem Garten mehr Gesellschaft bekommt, denn ich muß viel in der Stadt seyn. Ich habe ihr indessen versprochen, daß sie nicht lange mehr allein seyn wird.“

„Sie erwarten vielleicht auswärtigen Besuch?“

„Keinen, den ich wüßte; aber ich hoffe, daß meine künftige Gattin mit Vergnügen bey ihrer Schwiegermutter seyn wird. Das ist der lieben alten Frau sehr schmeichelhaft; sie ist sehr froh über die Wahl. . . .“

„Ueber die Wahl?“

„Ja; wenn Sie den Muth haben einen Mann zu nehmen, der Ihnen nicht schmeichelt, der sie aber herzlich liebt, dann werden Sie auch wohl das wählen. Alles wird gut gehen, liebe Adèle! Meine Mutter ist sehr für Sie eingenommen.“

Ich war Dir so kapot, Liebchen, daß ich kein Wort hervorbringen konnte. — Mama fragte ihn, ob Madame Ryzig bald in die Stadt kommen würde? — Sie würde um desto eher kommen, erwiderte er, weil sie noch manche Anstalten und Einrichtungen zu machen habe, denn ihn verlange sehr, daß seine Hochzeit bald vor sich gehen möge. — Hiermit empfahl er sich und trabte nach der Börse.

Lieber Himmel! So bleibt mir demnach weiter nichts übrig, als für alle Eitelkeiten meines jugendlichen Lebens Buße zu thun! Nu fürwahr, Etwas ist da abzuthun, das geschehe

ich. Doch dafür ist gesorgt; ein wunderlicher Mann, den ich selbst Dir nicht gönnen möchte, eine eigensinnige Schwiegermutter, die ihre Nase in alles steckt, und mit der in Einem Hause . . . O Herr! — Und wem soll ich arme Büßende meine Noth klagen? Meiner Mutter? — Bist Du wohl gescheut? Meinem Bruder? — Das wäre noch ärger! Dir? O geh! Du hältst ja immer Nyzig's Parthey! — Meiner Tante? Ja, da würde ich schon ankommen! Du weißt, wie kräftig sie mir dies Parttichen widerrieth. Unserer Kammel? — Nein, dafür laß ich die Leiden der jungen Adèle noch lieber drucken — unter dem Titel: Klagen einer büßenden jungen Frau, wie sie von ihrem Manne und ihrer Schwiegermutter geexert und geplagt wird. Kostet 1 Ortje. *) Melodie: Ihr Sterne, hört, Wie man mit mir verfährt!

Alle jungen Weiber haben durchgehends so ein Stück von einer Confidante, in deren Schooß sie ihre Trübsale und Widerwärtigkeiten

*) Ein Viertelsäuber, oder zwei Deut.

ausschütten können. Da heißt es dann: „Ja,
 meine Liebe, so geht er mit mir um, und so
 werde ich behandelt! Und so ist das alte Weib,
 und er ist immer auf ihrer Seite! Nichts kann
 ich ihm zu Danke machen, und mit keinem le-
 bendigen Menschen kann ich umgehen! und
 denk, ich bin es doch anders gewohnt! Wenn
 das mein seliger Vater wüßte, in der Erde
 lehnte er sich um! Und wie er sich um mich be-
 warb, wußte er sich so zu stellen! Nimm ihn
 nur, dacht ich, er ist keiner von den Schlimms-
 ten. Ja, nu seh einer einmal!“ — Siehst
 Du? weiß ichs nicht auf ein Haar, wie die
 Gänse von Weibern es machen, wenn etwan
 einmal mit dem Manne ein Knorrpartiechen,
 oder mit der Frau Mutter ein bischen Haspeley
 vorgefallen ist. — Noch ein Wörtchen über
 unsere Kammel: die ist sehr übel auf mich zu
 sprechen, weil ich ihr diese alte Novität nicht
 mitgetheilt habe. „Aber sie wußte es dennoch
 so früh als irgend ein Mensch in ganz Amster-
 dam; denn ihr Lieschen hatte es von Madam
 Dyzig ihrer Rätherin; die Rätherin hatte es
 vom Kutscher; der Kutscher von der Küchen-
 magd; die Küchenmagd von der Köchin; die

Köchin vom Bedienten; der Bediente aus dem eignen Munde des — Stubenmädchens; auf die Art war sie so direkt dahinter gekommen.“ — Ich ließ ihren Unwillen ein bißchen verdunsten; bessers wußte ich nichts zu thun. — Und in diesem Augenblicke weiß ich nichts bessers, als meinen langen Brief zu schließen und wegzusenden, denn eben kommt Wim und sagt mir, daß Dein Onkel zu krank ist, als daß Du ausgehen könntest. Armes liebes Hübchen! das ist wohl ein trauriger Zeitvertreib für Dich, so Wochenlang vor eines alten kranken Mannes Bette zu sitzen! Hör, Adieu! Du bist ein liebes Mädchen, und ich halte viel von Dir.

Fünfter Brief.

Antwort auf den vorhergehenden.

Was Du mit so einem Geschöpfe anfangen sollst? Heyrath das Geschöpf so geschwind wie möglich; einen andern Rath kann ich Dir in diesem dunklen Falle nicht geben. Um Dich

ein wenig zur Eil zu bewegen, will ich Dir folgendes melden. Hättest Du in einer Alkove gehorcht, so könntest Du die Urtheile über Dich und Ryzig nicht besser errathen. Ich sehe dann und wann so eine von unsern alten Gesellschaftsfreundinnen; sieh, die sprechen denn allerley wunderliches Zeug; und ein halbes Hundert Jungen die Du zum Besten hattest, krähen in ärgerlichen Tönen so was mit. Toller und Wilke haben bereits mit Jacobi um einen Schmaus gewettet, daß nichts aus Deiner Mariage werden wird. Der Erste versichert, Du kenntest ihn zu gut um jemals einen andern zu heyrathen. Der Zweyte, nicht so ganz Judas wie der Woff, setzt hinzu: Ryzig sey ganz nicht Dein Schlag. Unsere werthen Salettsfreundinnen ärgern sich, während sie über Ryzig die Nasen rümpfen, daß sie ihn nicht kriegen, und lassen sich nicht die Zeit zu spielen, so voll auf haben sie mit Dir zu thun. Eile, tummte Dich, und laß Dich doch je eher je lieber trauen!

Es ist nicht das erstemal, daß Wilhelm und ich übereinkommen, — vor allen, wenn Du mit ihm nicht übereinkamst. Ich sehe zum

voraus, daß Du mich keineswegen nun wieder tüchtig necken willst: aber spare Dir die Mühe; denn gäbe es auch keine Charlotte Roulin in der Welt, so möchte ich dennoch kein Gegenstand seines Erbarmens werden wollen. Verstehst Du mich, Freundin? Wilhelm ist mir außerordentlich lieb und werth, aber keinesweges mit Rücksicht auf seine Person, und ich bin überzeugt, daß der wackerere junge Mann in Absicht meiner eben so denkt. Auch bewirbt sich abermals jemand um meine Hand, der einzusehen scheint, daß ich, auch vor meines Oheims Tode, keine schlechte Partie bin. Ohne Vorwissen und Genehmigung meines Onkels werde ich mich aber zu nichts entschließen.

Ohne Zweifel prickelt Dich die Neugier den Mann zu kennen? Geduld! Du sollst es schon einmal erfahren. Zuvor muß ich mir aber den Rath deiner Frau Mutter erbitten; bis dahin bleibt sein Name ein Geheimniß für Dich. Unsere Freundin Hefsig wird Dir nicht auf die Spur helfen können, denn ihr Lieschen kennt weder die Mätherin noch den Kutscher der Familie. Gib Dir demnach keine vergebliche Mühe; wende sie lieber an, Deine eigne Heys

rath zu beschleunigen; das ist noch einmal so gut.

Aus Wilhelm's Unterredung mit Dir, und auch aus seiner Unterhaltung mit mir sehe ich, daß er allen Witz noch nicht wegstudirt hat. Bey dem allen verhehlt er, ich weiß nicht was, wofern es sich nicht auf Mamsell Lottchen bezieht. Weiß Madame noch nichts von dem Geschwätz? — Freylich, wen eine Sache am nächsten angeht, der erfährt sie gemeiniglich zulezt.

Was ist denn das nun wieder mit seinen irrigen Begriffen? Aus Dir kann nie ein Mensch ein ernsthaftes Wort herauskriegen, und das ist sehr unangenehm, Adèle! Man schwätzt von einem Gedichte, das Wilhelm gemacht haben soll, und welches unserm Domine Héstig sehr zum Aergerniß gereicht. Ich kann nicht recht dahinter kommen. Das ist aber gewiß, daß es Wilhelm's Hand ist, und man erzählt, er habe es mir gegeben. Ich werde Domine ein wenig auszuholen suchen; er hält von alten Zeiten her noch etwas auf mich, denn er hat mich noch zur Confirmation präparirt, und er ist ein wohlmeynender Mann. Es verdriest mich, daß er von mir glauben kann, daß ich

Wilhelm's Gedicht hätte aus den Händen geben können, von dem ich ganz nicht einmal etwas weiß. Ueberhaupt, seitdem ich selbst bei dem was ich lese etwas zu denken beginne, bin ich von dem unbeschränkten Glauben an Dominé's Unfehlbarkeit ein wenig zurückgekommen.

Der Brief Deiner Tante über Deine Mariage ist ein sehr originales Stück. Die Frau hält viel vom Wahren. Pox tausend, Adèle, was kriegen wir da derb unser Theil! — Mama Nyzig ist eine alte, gravitätische, pünktliche, steifbürgerliche Dame. Nach meiner Wenigkeit glaube ich mit Tante, daß Varentje Nyzig Dir schon auf den Hacken sitzen werde. Wilhelm hat Recht: Herr Nyzig muß gerade ein Mann nach Deinem Sinne seyn. Nach Deiner Regel wenigstens sind ja alle Liebtosungen Narrenpossen? Halt Dich an diese Regel: sie wird Dir bey Deinem Zukünftigen sehr zu statten kommen. O, Du hast alle möglichen Aussichten, nach Deiner Weise eine gute Heyrath zu treffen. Dein Mann, ein echter Kaufmann, der kaum Zeit hat zu essen, und nie, es müßte denn einmal nach dem Gottesdienste seyn, mit Dir aus kann, — der weiter nichts als altväterische

Pflichten von einer Frau fodert, — der Dir ein Haus voll Kinder, und die nöthigen Mittel sie gut zu erziehen besorgen wird, — der dann und wann einmal, wenn Du es darnach gemacht hast, tüchtig mit Dir reifen, und Dich darum nicht minder in seinem ehrlichen vaterländischen Herzen lieb haben wird, — der sich selber prügeln möchte, wenn Du ihn, gerade da er recht wichtig aussehen will, aus vollem Halse lachen machst, — und der mehr weil Du die Mutter seiner Kinder, als weil Du seine Frau bist, vieles in das vortheilhafteste Licht setzen wird: — ein solcher Mann ist ja recht, wie er für Dich seyn muß!

Sieh, so wird Eduardchen mit Dir umgehen. Du wirst inmittelst alles aufbieten, um seine schwache Seite ausfündig zu machen, und zu Deinem Behuf den Herrn über sie zu spielen. Gleichwohl wirst Du Deine Erziehung zu sehr vor Augen behalten, als daß Du Deinen Mann nicht mit aller Höflichkeit behandeln solltest, selbst dann, wenn Du ihn zum Kukuk wünschst. Deine Achtung wird ihm besser gefallen als Deine Liebe. O wie wirst Du, nach Deiner Manier glücklich seyn!

Jetzt ist es mir unmöglich, an Deine Frau Mutter zu schreiben; aber sobald ich kann, werde ich mir die Freyheit nehmen. Wilhelm wird Dir wohl sagen, daß ich nicht von der Partie seyn kann, so gern ich auch den Spuk — oder vielmehr Deine Leute dem Spuk gegenüber sehen möchte, denn den Hamlet, der heute gespielt wird, sah ich öfter. Ich bin u. s. w.

H. Renard.

Sechster Brief.

Wilhelm Leebend an Amélie Belcour.

Nochmals meinen Dank für alles! Ich habe es, unserer Abrede zufolge, Pottchen nicht gesagt, daß ich einen Tag bei Ihnen zubrachte. Sambres spricht sie nicht; ich brauchte ihm folglich nichts zu verbieten; das möchte nur Aufmerksamkeit erwecken. Sie war über meine Zurückkunft sehr zufrieden, und meynte, diese

kleine Ausflucht nach Amsterdam habe mir gut gethan. — „Und doch, so kurz vor den großen Ferien!“ — Obgleich sie das nicht sagte, so las ich den Gedanken doch auf ihrem Gesichte; und Sie wissen, ich hatte meine Ursachen, sie durch eine kurze Abwesenheit von acht Tagen auf eine längere von wohl noch mehreren Wochen vorzubereiten. — Jetzt werde ich so umständlich seyn, als Sie es foderten, und Ihnen nicht nur sagen, was, sondern, wenn es möglich ist, auch wie Ihre Freundin alles sagte.

Unsere Unterhaltung war seit einiger Zeit ein wenig gar zu steif und gezwungen für junge Leute, die so zu sagen Eine Familie mit einander ausmachen. Ich wußte nicht, wie ich es anfangen sollte, weder diesen entfernten Ton beyzubehalten, noch ihn abzuändern; beydes setzte mich in Verlegenheit. Bey meiner Nachhausekunft schien das ein wenig verändert; ich benutzte die Gelegenheit, weil ich einmal vertraulich mit ihr reden mußte. An einem Nachmittage, bey dem Thee, fragte Herr Roulin, ob ich in den Ferien zu Hause bleiben würde? — Sie hörte sehr aufmerksam, aber ihre Augen verließen die Arbeit nicht.

Ich. Nein, Herr Roulin, ich denke mit dem Herrn Jambres eine Reise zu machen, und war bey meiner Mutter um Abschied zu nehmen.

Er. Daran thun Sie wohl; mir aber thut es Leid, denn Ihre Gesellschaft wird uns sehr fehlen!

Ich. Es ist mir sehr schmeichelhaft, wenn ich glauben darf, daß ich Ihnen keine Langeweile mache.

Er. Langeweile? — Ich versichere Sie, Herr Leebend, ich fürchte mich vor Ihrer Abwesenheit. Indessen Sie thun wohl, daß Sie sich eine kleine Veränderung machen, und Ihren Freunden wird es lieb seyn, Sie einmal wieder zu sehen. — (Lottchen saß in Gedanken; ihre Hand blieb auf der Arbeit liegen.) — Werden Sie die ganzen Ferien hindurch ausbleiben, oder dürfen wir Sie früher erwarten? — (Lottchen schlug die Augen auf; ich konnte unmöglich so antworten, wie ich es mir vorgenommen hatte!) —

Ich. Das kann ich noch nicht bestimmen; aber trauen Sie es mir zu, daß mich sehr verlangen wird, wieder hier zu seyn. — (Ein Thürächgen fiel auf ihre Arbeit. Sie saß so,

daß er sie nicht beobachten konnte, wenn er auch, was doch nicht war, die Absicht gehabt hätte.)

Nach einigen gleichgültigen Dingen fragte er mich, ob ich nichts von Guldenstein höre, dessen Sachen noch immer hier wären? — „Nu, Herr Roulin, ich dünkte der gäbe genug von sich zu hören! Schade nur, daß er ein Mensch ist, der nicht verdient daß man von ihm spricht.“ — Er stand auf: „A propos, ehe Sie reisen würde es, glaube ich, dem Professor Maatig lieb seyn Sie zu sehen. Ich war heute bey ihm; er trug mir Grüße an Sie auf, und sprach von Briefen an seine Familie, die er Ihnen, im Fall Sie reiseten, gern mitgeben möchte.“ — Damit gieng er an seine Geschäfte. Ich blieb sitzen. Wir waren im Lusthause wo Lottchen sehr gern seyn mag, zumal seitdem eine so hübsche Blumenpartie vor demselben liegt; auch machen die hohen Bäume unserer Nachbarn es hier sehr ländlich. — Ich wünschte der tiefen Stille vorzubeugen, die ich voraus sah: „Ist Ihnen nicht wohl, liebe Mamsell Roulin? Mich dünkt Sie sind blaß.“ — Darf ich Ihnen nicht noch eine Tasse ein-

schenken?" — Ich schenkte sie ein; sie seufzte
 und lächelte für sich. Indem sie die Tasse nie-
 dersetzte, sah sie mich schüchtern an. Ich konnte
 es nicht länger aushalten, nahm ihre Hand
 und hielt sie in den meinigen: „Was fehlt Ihe-
 ren, bestes Pottchen? Sind Sie krank?" —
 „Krank? Das kann ich nicht sagen; aber Sie
 wissen, ich bin eben nicht lebhaft. Sie haben
 an einer so einsylbigen stillen Gesellschaft nicht
 viel, das sehe ich ein.“ (Sie zog ihre Hand
 nicht zurück). — „Sie sind ungerecht, meine
 Beste! Ihre Gesellschaft macht mich sehr glück-
 lich. Es schmerzt mich, daß Pottchen mich so
 wenig kennt.“ (Sie sah mich aufmerkamer,
 forschender als vor, und nachher an). —
 „Wann reisen Sie ab?" — „Am Mittwoch,
 liebes Pottchen.“ — „Werden Sie über Am-
 sterdam . . . Doch meine Frage ist vielleicht
 indiscret?" — „Indiscret? Wie könnte
 Mamsell Roulin das jemals seyn? Sie erzeigen
 mir viel Ehre!“ (Ich küßte ihre Hand. Das
 hätte ich vielleicht nicht thun sollen. Aber war
 das auch ein Wort, Mamsell Belcour?) —
 „Fürwahr viel Ehre!“ (Dies sagte sie mit
 einem solchen Tone, daß ich beynahе vergessen

hätte, was ich Ihnen gelobte, bloß ihr Freund zu seyn!) — „Nein, ich gehe nicht über Amsterdam; meine kleine Reise geht durch unsere Provinzen. Herr Jambres wird mitreisen.“ — „Er ist Ihr guter Freund. . . Werden Sie nicht zu dem Professor gehen?“ — „Wünschten Sie, daß ich gleich jetzt hinginge, (Sie erröthete) so gehe ich; (Sie drückte mir, dünkte mich, die Hand, sagte aber nichts), ausserdem hat das keine Eil.“ — (Etwas heiterer:) „Sagte mein Bruder nicht von Briefen, die Sie an seine Familie mitnehmen sollten? Hat er Verwandte in Holland? Das hab ich nicht gewußt.“ — „Wenigstens keine nahen. (Sie schien etwas fragen zu wollen, schwieg aber. Ich hatte nicht das Herz von Deutschland zu sprechen.) Haben Sie, fuhr ich fort, neuerlich keine Nachricht von Ihrer Freundin?“ — „O ja, und ich habe ihr auch geschrieben. Es ist eine sehr würdige Person! Wen habe ich auch ausser ihr? (Sie war so bewegt, daß ihr Kopf auf meine Schulter sank. Sie schluchzte. Ich zitterte; ich küßte ihre Wange, nannte sie meinen trauten Engel — — Und wären Sie noch so unzu-

frieden, ich konnte nicht anders. Sie erholte sich bald. Ich sah daß es sie kränkte, sich so bloß gegeben zu haben. Sie fuhr fort:) Ja, ich bin ein schwaches Mädchen: aber diese Freundin verdient auch meine Liebe. Was wäre ich, wenn ich ihre Freundschaft verlore? Außer dieser Freundin habe ich ja niemanden für mein Herz!" — (Das gieng zu weit! Ach, sagte ich, und zwar sehr ernst: Ist Wilhelm Ihnen denn ganz nichts? Habe ich Ihre Freundschaft verscherzt?) — „Wilhelm ist mein Freund; aber Wilhelm geht weg. Er hat viel ältere Freunde; was ist davon zu sagen?" — (Sie schwieg wieder.) — „Wilhelm darf sie doch seine Freundin nennen, bestes Lottchen? Sie haben doch nichts wider ihn?" — (Sie schwieg einige Zeit.) — „Werden Sie nicht einmal an meinen Bruder schreiben? Er hat Sie so lieb als er jemanden haben kann; so eben noch haben Sie es gesehen? (Ich wußte nicht was ich antworten sollte; ich suchte meine Nothe zu verbergen.) Was wird es ihm Freude machen, wenn er ein Briefchen von Ihnen erhält!" — „Lottchen, mein bestes Lottchen, würden Sie es ungütig nehmen, wenn ich an

Sie schreibe?" (Ich muß sie in dem Moment wohl sehr zärtlich angeblickt haben, denn sie wickelte ihre Hand los, und hielt sie mit sichtlicher Erschütterung einige Augenblicke vor meine Augen. Sie müssen Alles wissen). — „Un-
 gütig nehmen? . . . An mich schreiben? . . .
 Welch ein Einfall! Nu, wenn Sie das vorziehen . . . Aber ich denke, Sie werden schon andere Beschäftigungen haben, als daß Sie viel schreiben könnten.“ — „Finden Sie den Einfall so sonderbar? Sehen Sie denn nicht täglich, daß ich mich weit lieber mit Ihnen, als mit Ihrem Herrn Bruder unterhalte? Ist ein freundschaftlicher Brief denn etwas anders, als eine Unterhaltung?“ — „Wo mir recht ist, sagten Sie mir einmal, Ihr Freund Helder sey jetzt auf dem Lande zu Beckenhof; (Sie merkt sich doch alles!) werden Sie ihn nicht besuchen? Sie werden da gewiß sehr liebe Freunde finden.“ (Wider meinen Willen erröthete ich sehr; sie nahm keine Notiz davon). — „Eingeladen bin ich freylich, ich habe mirs aber verboten; diese kleine Reise ist mir nützlicher. Ich werde bloß auf der Durchreise dort einsprechen.“ — „Hat Herr Helder keine

Brüder mehr?" — „Bloß eine Schwester." — „Die ist wohl noch sehr jung?" — „Ungefähr von unserem Alter." — „Und noch unverheyrathet?" — „Noch zur Zeit; aber sie ist zu schön und eine zu große Partie, als daß sich nicht eine Menge von Bewerbern finden sollten." — „Ist sie so schön?" — „Man hält sie für die größte Schönheit im Lande." — „Große Schönheit ist etwas sehr seltenes. Haben Sie keine Schattenriffe von ihren vorzüglichsten Freunden? Das ist eine Erfindung, der ich sehr gut bin."

Um allem Scheine des Geheimnisses auszuweichen, zog ich mein Taschenbuch heraus und zeigte ihr einige Profile. Sie nahm die Silhouette der Demoiselle Helder in die Hand, und betrachtete sie lange und sehr aufmerksam. Ihr Herz schlug daß man es sehen konnte.

„Welch ein edler Umriss! sprach sie endlich. Schade daß es nur eine Abschattung ist! Ungern vermisset man die Augen und Gesichtszüge zu diesem schönen Profil." — Ich fühlte meine Wangen in Feuer; sie schwieg. Ein Mädchen kam durch den Garten auf uns zu, und schien, nach ihrem schnellen Gange, etwas von

einiger Erheblichkeit anzubringen zu haben. Sie stand auf, gab mir das Schattenbild zurück, und ich steckte es wieder in das innerste Fach des Portefeuille; das sah sie, hustete einen tiefen Seufzer völlig weg, gieng ihrem Mädchen entgegen, und mit ihr nach dem Hause. Ich wartete ein Weilchen ob sie zurückkommen würde, aber umsonst.

Zum Professor zu gehen war ich jetzt nicht aufgelegt; Kopf und Herz waren mir zu voll. Ich warf den Rock ab, und machte mir, wie gewöhnlich, im Garten zu thun. Beständig blickte ich nach der Gartenthür, in Hoffnung daß sie wiederkommen würde, weil sie ihre Arbeit hatte liegen lassen: umsonst! sie kam nicht. Das griff mir ans Herz! Ihre Freundschaft ist mir so unaussprechlich theuer, daß ich nur für dieses reizende Mädchen würde athmen können, wenn eine ältere Leidenschaft mich nicht beherrschte. Endlich fieng es an zu dämmern; ich band ein sehr schönes Bouquet, und wie ich sah daß sie nicht wiederkam, gieng ich in das Speisezimmer. Sie saß mit einem Buche vor ihr; ich glaube nicht daß sie las, aber ich sah deutlich, daß sie geweint hatte; fragen durfte

ich nicht; Sie kennen ja das außerordentlich zarte Gefühl unserer Freundin! — Gleichwohl mußte ich doch etwas sagen. — „Sind diese Blumen nicht sehr schön?“ — „Gewiß, sehr schön.“ (Sie nahm sie nicht.) — „Und Sie wollen sie nicht, Lottchen?“ — „Sind sie denn für mich bestimmt?“ fragte sie mit Verwunderung. „Für wen denn sonst? erwiderte ich: Ist denn das ganze Blumenstück nicht für meine Freundin angelegt?“ — Ich steckte das Bouquet behende in ihre Busenschleife, und küßte ihre liebe Hand.

Der Tisch wurde gedeckt; Herr Roulin kam. Lottchen war, wie immer, über Tische still aber liebevoll; ich war der erste der aufbrach.

Ich denke mir Ihr Verlangen nach diesen Nachrichten so lebhaft, daß ich diesen Brief absende, und einen zweyten anfangen will, wofern zwischen hier und meiner Abreise noch etwas vorfällt, das des Meldens werth ist. Sind Sie einigermaßen mit mir zufrieden? O, wenn ich das wüßte! — Vergessen Sie nicht während Sie über mich urtheilen, daß das Mädchen Charlotte Roulin ist, daß ich zwanzig Jahr, und ganz Freundschaft für sie bin, und ein Herz

voll Gefühl und Ehre in meinem Busen trage.
Ich bin u. s. w.

Siebenter Brief.

Adélaïde Leevend an Hedchen Renard.

Mamsell Prophetinn,

Meine Freyerey macht mir so wenig zu thun,
und Nyzig ist so zufrieden damit, daß ich im-
mer noch frisch drauf los an Dich schreiben
kann. Ehe lich Dir die Komödienpartie mit-
theile, oder eigentlich (denn Du bist so kritisch
in Kleinigkeiten, daß man schwören sollte Du
wärest Mitarbeiterinn an irgend einem schlechten
Kritikakelmagazine?) meinen Bericht über die
Komödienpartie abstatte, werde ich zuvor über
Deinen Brief an meine Mutter *) ein Wört-

*) Der folgende zehnte Brief.

chen mit Dir sprechen. Du wirst doch begierig seyn zu erfahren, ob sie mir Deinen Celadon genannt habe? O Du Schlaukopf, ich weiß Dich auswendig! — Nu so steh vest! ich werde schreiben bis mich mit der Feder in der Hand, der Schlaf überwältigt. Ich halte noch über meine alte Gewohnheit, tief in die Nacht hinein zu sitzen, und noch tiefer in den Tag hinein zu schlafen. Meine goldnen Tage gehen auf die Meige; es ist billig daß ich, so lange ich noch frey bin, über meine Zeit so schalte, wie es mir selbst am besten zu Kopse ist.

Hör, ich mögte Dich verb außprügeln, Mamfell, daß Du meiner Mutter etwas vertruest, was Du vor mir verhehlst. . . Und doch, Unrecht hast Du nicht; Mutter hält mächtig viel von Dir, und ist (was recht in Deinen Lumpenkrum von Verliebtheit dient,) ist sehr dafür daß man freye und sich freyen lasse. Nu sie ist auch mit einem guten Exempel vorgegangen. Wo Theorie und Praxis so übereinstimmen, da kann man sicher darauf rechnen daß der Mund so spricht, wie das Herz es meynt: vorausgesetzt, daß das keine rasenden Partien sind, zu deren Verantwortung

man nichts anders zu sagen weiß, als: 'die Leute waren für einander vom Himmel bestimmt! Eine herrliche Erlöse für unsere Narrheiten, die wir Thdrinnen und Schöpschrikel nun so circum circa sechs tausend Jahr in Einem Stücke weg getrieben haben... Pots Kukul! das sollte Domine Hestig hören, der würde mir mein Paketchen geben! — Du Kind, paß nur auf, Du wirst eben auch Dein Part von den Coteletten kriegen! Sey nur hübsch geschmeidig, wenn Du, wie unsere große Dichterin de Neufville sagt,

... wenn Du, zu den Füßen
Des Beichtpapa's, mit kindischem Respekt
Wirft Deine schweren Sünden büssen!

Nu du Himmel, womit fange ich zuerst an? Mit Wilhelms Freygeisterey, oder mit Deiner Freyerey? Aus Mitleid mit Dir will ich mit Friedrich Everards beginnen. Da hast Du also die Scene zwischen Mutter und mir. Der Schauplaß stellt ein Gartenzimmer vor. Es wird Thee getrunken. Mutter spricht zuerst, dann komm ich; und immer so fort eine um die andre.

„Ich habe einen Brief von Deiner Freun-

dinn bekommen, mein Kind!" — „So? und sie schreibt wirklich recht hübsch; nicht wahr, Mama?" — „Wenigstens sehr klug und verständig." — „O, Hedchen bessert sich von allen Seiten! Ich weiß die Zeit noch wo sie nicht buchstabiren konnte, und sich todteschämt haben würde wenn man ihr nachgesagt, hätte, sie könne einen Brief in ihrer Muttersprache schreiben." — „Hedchen beweist zum wenigsten, daß eine alberne Erziehung sie nicht ganz unfähig machte, einmal besser zu denken und auch zu handeln." — „Ich sagte es Ihnen wohl immer daß es ein liebes Mädchen sey: aber Mama . . ." — (Sie fiel mir ins Wort:)

„Glaubte um desto weniger daran, weil es eine Tochter sagte, die damals — kein sehr liebes Mädchen war. Doch das ist vorbei; ich bin jetzt weit besser mit dir zufrieden." — (Ich küßte sie; sie lächelte.) — „Mütterchen, Sie sollen noch ein ganz Haus voll Freude an mir beleben! Wenigstens ist das mein aufrichtiger Vorsatz." — „Kennst Du einen Herrn Everards, Adèle?" — „Everards? Ich glaube ja. Ist das nicht ein hübscher blonder Junge, der so still für sich hin kalmäusert? — Friß

Everards! Ja wohl kenne ich ihn; aber ich goutirte ihn so wenig! und dann achtet man auf so ein Wesen in bianco nicht sonderlich. Das weiß ich nur, er ist so steif wie ein Besenstiel, und thut fast den Mund nicht auf. Wenigstens wenn ich ihn einmal zufällig sah. . ."

— „Weißt Du, (unterbrach sie mich,) den Umstand abgerechnet daß Du ihn nicht goutirtest, sonst etwas auf ihn zu sagen?“ — „Führ wahr, ich habe mich nie so viel um ihn bekümmert; ich weiß nichts als daß ich ihn nicht goutirte. . . . Ach, sollte er vielleicht ein Auge auf Hedchen haben? Du, das wäre präcis ihr Schlag! Sie und ich sind von so verschiedenem Geschmacke, daß ich das als eine feste Wahrheit annehmen kann. Wetten wir, sie erholt sich seinetwegen Raths bey Ihnen?“ — „Wetten? Darf man wetten, wenn man seiner Sache gewiß ist, Adèle?“ — „Ich glaube nein. Aber sagen Sie, Mutter, schreibt sie von ihm?“ — „Ja; und wenn er ihrer würdig ist. . . .“ — „So werden Sie nicht abrathen?“ — „Wie Du doch treffen kannst! Aber von andern Dingen zu reden: Wann denkst Du denn mit Dyzig ein Ende zu machen?“ —

„Wann? Bin ich es denn, die das weiß? Ich denke, wann Varentz Kyzig und ihr Sohn es gut finden einen Tag zu bestimmen.“ — „Kyzig dringe sehr darauf.“ — „O, der Herr Kyzig sind äußerst verbindlich!“ — (Ernst:) „Hast Du auch etwas wider ihn, Abéle?“ — „Eigentlich nichts. Ein Mann ist leicht so gut wie der Andere, und alle Veränderungen sind auch nicht immer Verbesserungen.“ — „Und das wäre hinreichend, Dich zu bestimmen?“ — „Ich denke, ja.“ — „Ich, wie Du weißt, denke anders hierüber. Liebst Du Kyzig nicht?“ — „Nicht sieh so viel, glaube ich. Doch ich habe so keinen rechten Verstand vom Lieben. (Sie lachte; die Noth hätte ich überstanden.) So viel kann ich sagen, ich will ihn immer noch lieber zu meinem Herrn und Meister erheben, als irgend einen von allen den Windmühlern und gelbschnabelichten Patröchen, die mir ihr Je vous adore wohl einmal vorpiepten. . . .

Pots Unglück noch einmal! was mache ich da! Ich sollte über Deinen Freyer schreiben, und schreibe über meinen! — O, ich habe auch meine Geheimnisse, so gut als Mamsell Menard!

Viel Glücks also zu Deinem Fange! O, nun
 wird meine Freundin die sanften Regungen
 ihres weichen Herzens vollauf befriedigen kön-
 nen! Das wird gehen: Mon Chèr! Ma Chère!
 Mon ame! Mon Amie! Mon doux'Ami! denn
 Friß Everards sieht mir eben auch so ein wenig
 süßapfelhaftig aus. Hedchen wird keinen
 Trumpf verleugnen, sondern aus dem nehmli-
 chen Grundtone accompagniren. Ha, ha, ha!
 das wird einen allerliebsten Kontrast geben!
 Eduard Nyzig immer auf der Feuerwache, um
 anzupassen ob seine widerströmige naseweise
 Here von Weibe es auch darauf anlegt ihm hie
 oder da einen Vortheil abzulauern: Friedrich
 Everards immer bey der Hand, jeden Wunsch
 seines trauten Weibchens zu befriedigen. Ny-
 zig wird sprechen: „So mach doch fort, Kind,
 und steig ein! bey dem Getröble wird einem Zeit
 und Weile lang! die Pferde müssen nicht zu
 lange auf dem Steinpflaster stehen!“ „Eve-
 rards wird wünschen, sobald er nur sechs Wo-
 chen verheyrathet ist, daß alle Kutschen in
 Stahlfedern hiengen, und daß ganz Amsterdam
 ellenhoch mit Rosen bestreuet seyn mögte; er
 wird Dich dienstfertig in den Wagen heben,

und froh wie ein Bräutigam neben Dir sitzen. Nyzig wird an der Treppe rufen: Adieu, Frau! Everards wird nie an die Börse klun-
 geln können, ohne sein Schätzchen herzlich ge-
 küßt zu haben. Nyzig wird brummen, wenn
 ein Knopf an seiner Jope fehlt: Everards wird
 nicht zugeben wollen, daß Du ihm den Rock
 anhilfst. Nyzig wird, wenn wir beym Thee
 sitzen, in einem Wische von Preiskourant stu-
 diren oder in seiner Brieftasche kramen: Ever-
 rards wird mit Dir sprechen, Dir was Neues
 erzählen, oder was hübsches vorlesen. Nyzig
 wird mir keine einzige Neuigkeit nach Hause
 bringen: Everards wird Dir etwas vormusci-
 ren, oder hast Du Lust zu einer Partie Tarock
 oder Lomber, geschwind den dritten Mann zu
 finden wissen. Ich werde sprechen: „Ah, pas
 perlepay! ich weiß allein schon was ich zu thun
 habe!“ — Du wirst Deinem Manne alles
 an den Augen absehen. Ich werde mit mür-
 rischer Grazie sagen: „So komm doch, Nyzig,
 und trentle nicht so! das Essen wird ja kalt!“
 Du wirst Everards, wenn er ins Zimmer
 kömmt, die Hand, vielleicht gar einen Kuß ge-
 ben; Narrens genug bist Du dazu. — Du

wirst singen, ich werde knorren: aber eine wie die andre werden wir recht in unserm Elemente seyn. Ich wenigstens mögte meinen Kundmann nicht gegen Deinen zuckersüßen Pastor fido vertauschen. Bey Nyzig würdest Du Dir die Neugelchen ausweinen; und mich würde Everards verwettert impertinent und Hartnäckig machen; ich würde sein Gesuch, Schwänze nicht leiden können. Du würdest Nyzig fürchten und ehren können; aber lieben? Nimmermehr. — Nun zu unserm Wilhelm.

Was soll man sagen? Ein Unglück kommt nimmer allein! Das sehen wir an Wim. Erst traf ihn das leidige Unglück, Dominó werden zu müssen; dann wurde er der irrende Ritter seines Lottchens, (das verzeih ich ihm noch am ersten! ich wollte, Du sähest den wahren Engel nur ein einziges Mal!) und kam mit einem Loche am Halse und einer zerrissnen Jope, leer wie der Rückerühahn in der Fibel, vom Schlachtfelde; und nun? nun hat ihn der Henker gar zum Poeten gemacht. Pfuy! ich schäme mich halb todt! Der Blitzjunge! Fragt er denn gar nach nichts mehr! Nu kann er, meiner Treu! noch hingehen und spielen Societät, und

grunzen der Welt in Krebs; und Kehrgebichten des Petrus Neue und des Judas Verzweiflung vor!! Ja ich fürchte, wir leben den Tag, da er uns noch noch mit einem silbernen Schaumünzchen ins Haus kömmt! Das Zeterkind! Wäre er doch lieber Socinianer als Poet geworden! Nein, auf die Poeterey hat Mama (und auch unser Gehrd, das muß ich dem Manne nachsagen,) ihn nicht nach Leiden geschickt; es ist ganz seine eigne Kussaart! Ich habe das Machwerk gelesen. . . Halt! das war eine Lüge! ich habe es nur flüchtig durchlaufen, denn das Ding ist zetermäßig lang. Kuck, so sieht es aus: Der erste Theil ist so düster, so schwarz, so pechfinster als das Fragens Gesicht seines Freundes, des Zauberdoctors; der zweyte Theil ähnelt so ziemlich einem Kapitel aus den Klageliedern des Hlennmichels Jeremias; der dritte Theil ist ein Gebet eines Jemandes, der selbst nicht weiß was er eigentlich will. — Auch Tante hat mir desfalls schon geschrieben; — ihren Brief einmal gelegentlich.

Wie gut ist es doch daß die Pastorinn so gern alles im Vertrauen erzählt! Die Frau kann nichts für sich behalten; sie vergaß sogar

daß ich einen Schinken bey ihr im Salze habe. Sie gab mir das Ding, und ich spedire es Dir zu. Weder sie noch ich können in dem ganzen Gedichte nur Ein Krümchen Kezerey finden. Nu, es würde für Kirche und Land und das theuere Haus Oranien gottesjämmerlich aussehn, wenn ich (mit ihr ist es ein ander Ding; sie ist eine Dominésfrau,) die Kezer aufschnopern sollte! Laß Dir sagen, Hedchenlieb, ich habe ungesähr so viel Verstand von Kezerey als von Lieberey, und das ist — Null. Es treppirt mich doch, daß Wilhelm auf'n Dominé studirt; ich bin bange er wird vor Stühlen und Bänken predigen müssen! Oder sollte er es wohl noch lernen, sein Stündchen lang über unsere Moden und Thorheiten zu rabauftern? Mir will das nicht in den Kopf! — Mutter würde es gern sehen, wenn ich fleißig in Dominé Hefstigs' Predigten gienge: aber ich danke gar schön für die Ehre! Kuck, der Mann bekümmert sich nun just wohl nicht um unsere Trompeusen und Esprits, um unsern Puder und Pomade, und ist seiner Frau auch eben nicht anmuthen daß sie wie ein Moloch aussehn soll: aber ich bin viel zu konversabel als daß ich so viel hübs

sche Bürger und Einwohner von Amsterdam zum — Gott segne alles was hier ist! — könnte schicken sehen, weil sie die Sache etwas anders einsehen als Seine Hochehrwürden, Qualitate qua! Ich hoffe daß Hestig öffentlich gegen das Gedicht schreiben wird. So eine Raßbalgepartie ist wohl lustig, und die Buchhändler müssen auch leben. Kontroversschriften sind für Leute die viele Galle und wenig Morsion haben, sehr heilsam; folglich gesund; folglich gut um sich lange am Leben zu erhalten; folglich gut für die wahre Kirche. — Nyzig sagt, man müsse seine Nase durchaus in eine Synodalbrille klemmen, um Keckerey in dem Gedichte zu finden. Was ich Dir sage, mein Eduard hat Verstand genug! Du er wird ihn auch brotdnöthig haben, wenn er anders mit mir durch dies Thränenthal kommen will! — Die Komödienpartie trocknet ein; ich kann mich des Schlafes nicht mehr erwehren; aber was im Fasse ist, versauert nicht. Schlaf wohl, und denk an Deine u. s. w.

Achter Brief.

Wilhelm Leebend an Amélie Belcour.

Ich ergreife die Feder wieder. Wie schmerz-
lich ist mein Mitleid (ach, verstaten Sie
mir dies Wort! es drückt meine Empfindung
so ganz aus!) mit Ihrer Freundin! Wie kann
ich immer so ängstlich die Entfernung beobach-
ten, die Sie von mir fõdern? Sie sind ein
Frauenzimmer, eine gesezte, von Leidenschaften
freye, gelassene, Ihrer Vernunft stets mächtige
Person; aber sprechen Sie selbst, ist mein Lott-
chen nicht alles, was man brav und liebens-
würdig heißen kann? Welch eine interessante
Physiognomie! was für Augen! wie bildend
ihr Umgang! wie so vollkommen weiblich sind
alle ihre Tugenden, ihre Gaben, ihre Neigun-
gen!

Morgen früh reise ich ab. Jetzt weiß sie
meinen ganzen Plan. Bis zum Sonntag fiel
nichts vor; ich hatte viel zu schreiben und war
zweymal beym Professor Maatig zu Tische;

aber am Sonntag Abend fand ich sie, wie ich nach Hause kam, ganz allein. „Wie, liebe Mamsell Roulin, bey dem schönen Wetter so allein zu Hause? Wirklich, Sie machen sich zu wenig Bewegung. Es thut mir Leid, daß ich sie nie vermögen kann, ein wenig mit spazieren zu gehen.“ — „Wollten Sie wohl, daß ich der Welt noch mehr Stoff zu schlimmen Urtheilen gäbe?“ — „Denken Sie noch daran? Die Professorinn Maatig vertheidigt Sie überall mit Wärme.“ — „Es hätte nicht so weit kommen müssen, daß ich Vertheidigung bedurft hätte.“ — „Es schmerzt mich über allen Ausdruck, daß ich, obwohl ohne meine Schuld, Veranlassung dazu gab. (Ich war sehr verdrießlich; denn Lottchen kann unmöglich anders darüber denken. Ich setzte mich seufzend ihr gegen über, und fuhr fort:) Sind Sie deswegen auf mich ungehalten bestes Lottchen? Ich reise nicht eher von hier, bis Sie mich des Gegentheils versichern. Sagen Sie mir, konnte ich anders handeln?“ — „Waram die Frage? . . . Sie thaten Ihre Pflicht . . . Wann werden Sie abreisen?“ — „Ich denke am Mittwoch.“ — „Das sind dennoch zwey

Tage? Bleiben Sie in Holland, oder gehen Sie weiter?" — „Ich bin Willens eine kleine Tour in einige Gegenden Deutschlands zu machen, wenn ich unsere Provinzen gesehen habe. (Ich glaubte, es sey am besten, ihr daraus kein Geheimniß zu machen.) Zu dem Ende giebt mir Herr Maatig Empfehlungsschreiben mit.“ — „So? Nach Deutschland? . . . Sind Sie Willens auf einer deutschen Akademie zu studiren?" — (Ihr Gesicht umwölkte sich merklich.) — „Wie kommen Sie auf die Idee? Nein; ich bin vor dem Winter wieder hier.“ — „Ihnen wird die Zeit schnell vergehen; auf Reisen zerstreuet uns alles. Aber dem, der von zweenen Freunden zu Hause bleibt, kömmt sie immer sehr lang vor.“ — (Sie konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, den ich nicht zu bemerken schien.) — „Dank, liebe Freundin, daß Sie mich in dem Lichte betrachten! Ich bitte Sie, wo ich auch seyn mag, denken Sie an mich, nie anders als an Ihren besten, getreuesten Freund!“ (Noch niemals, nein, noch niemals hatte sie mir ihre Hand gegeben; jetzt reichte sie sie mir.) — „Als an meinen besten, getreuesten Freund?"

Es ist mir ein sehr angenehmes Gefühl, an Sie, als an meinen besten, getreuesten Freund zu denken!" — (Und in großen Tropfen fielen Thränen aus ihren niedergeschlagenen Augen.) — „Was ist Ihnen, bestes Lottchen? . . . Was fehlt Ihnen, meine liebe Freundin?" — „Ach nichts! Nicht das mindeste." — „Und doch sind Sie bis zu Thränen bewegt?" — „Fragen Sie mich nicht, Herr Leevend; ich weiß es selbst so un- deutlich. Ich habe keinen Grund dazu. Mich dünkt, ich bin nicht recht wohl. Hier, (Sie legte die Hand auf das Herz:) hier ist es als wenn es mich drückte, aber wenn ich recht tief Odem hole, dann giebt es sich oft." — „Gewiß, Sie haben zu wenig Bewegung; Sie sollten oft spazieren gehen." — (Ich sah dem lieben Mädchen die Zufriedenheit an, daß ich mich so sehr in meiner Vermuthung irrte.) — „Sie mögen wohl Recht haben, aber ich bin so gern allein! Und auch wenn ich denke, daß man mit Fingern auf mich zeigen, daß man sagen möchte: Das ist die Charlotte Moulin, um die sich die beyden Studenten schlugen! . . . Herr Leevend, das

ist für mich ein entsetzlicher Gedanke! Ich fühle alles das Nachtheilige, das Entwürdigende, das für mich in solchen Propos steckt! . . . " —

„Aber warum denken Sie nicht vielmehr daß man sagen werde: Da geht die edle Kouslin, um derentwillen der Student Leevend zur Freude aller rechtschaffenen Leute einen Buben züchtigte?“ — „Weil ich die Welt kenne, die niemals gut spricht, wo es nur irgend möglich ist schlecht zu sprechen . . . Also am Mittwoch reisen Sie?“ — „Wollen Sie, daß ich bis zum Donnerstag bleibe? Ein paar Tage machen nichts. Also am Donnerstag, Liebe, oder am Freytag?“ — (Mit kaltem Gleichmuth:) „Nein, lassen Sie es beym Mittwoch. Sie bleiben, wo Sie sich auch befinden, mein bester, getreuester Freund!“ — „Zweifeln Sie nie an dieser Wahrheit, mein Lottchen!“ — „Das werde ich nicht; aber . . .“ — „Aber? . . . Was wollten Sie sagen, meine Theure?“ — „O nichts! nichts! . . . Nehmen Sie nicht Abschied von mir.“ — „Ist Ihnen das lieber, so . . . so will ich es mir versagen.“ — „Ja es ist mir lieber. Ich fühle mich immer

so angegriffen, wenn ich mich von werthen Freunden trennen muß, zumal auf so lange Zeit. Aber es kann ja nicht anders seyn.“ (Dies sagte Sie mit einem Aufschlag der Augen, der mir durch die Seele gieng! Nie vergeß ich den Ton, womit sie es sagte! — Sollten Sie mir auch feind werden, so muß ich es, dennoch bekennen: ganz außer mir drückte ich sie mit solchem Ungestüm an mein Herz, daß sie erschrak.) — „Lassen Sie mich los, mein Freund! . . . Wie, was . . . Können Sie..!“ (Sie zitterte. Es war natürlich, daß sie mich in dem Augenblicke ganz mißverstehen mußte, in dem vielleicht nur Sie mich richtig beurtheilen könnten. Lotte! wo brauchtest Du weniger zu zittern, wo konntest Du sicherer, heiliger seyn, als an Leevend's Herzen? — Die Hefigkeit, mit der ich sie umarmt hatte, war das überwältigende Gefühl eines Freundes, der seinen Freund, seinen theuersten Freund, jetzt durch einen Justizmord verlieren soll, und vergehen möchte, weil er ihn nicht retten kann. — Ich war so beklemmt, so heftig erschittert, daß ich athemlos auf einen Stuhl sank. Sie schwieg; sie war ein lebendiges Bild des Erstaunens.)

„Leidender Engel! Kann es nicht anders seyn? . . . Doch ja! Sie haben Recht! es kann nicht anders, es muß so seyn! . . . (Ich schwieg; ich wurde etwas ruhiger. Eine Karaffe stand auf dem Tische. Ich trank ein großes Glas Wasser; ich drang auch ihr eins auf; sie trank es mechanisch.) Vottchen, was mögen Sie von dieser ungestümen Aufwallung, nicht der Leidenschaft, sondern einer über allen Ausdruck starken Fühlbarkeit denken! O könnte ich Ihnen sagen, was für Gefühle jetzt in meiner Seele kämpfen . . .“

„So viel sehe ich, fiel sie mir ins Wort, daß Achtung nicht darunter zu seyn scheint: ich hatte mir doch geschmeichelt, sie zu verdienen und zu besitzen. Wodurch, Herr Leevend, kann ich sie verloren haben?“ — „Das ist zu viel! . . . Sie, die mich so fragen, sagen Sie mir, womit verdiene ich, daß Vottchen an meiner Achtung zweifelt? . . . Lernen Sie mein Inneres kennen, Vottchen, mein bestes Vottchen! ich liebe die junge Helder . . . aber für wen habe ich eine solche Achtung, wie für Sie? Für wen fühlte ich je eine solche Freundschaft, wie für Sie? Für wessen Glück, für wessen Ruhe

würde ich freudiger mein Leben wagen? . . .
 O Lottchen, nie wieder einen solchen Zweifel an
 Ihrem Freunde!“

Ich bin ungewiß, ob sie mich verstand;
 aber wenn es mein Leben gegolten hätte, so
 würde ich es nicht über mein Herz vermocht ha-
 ben, mich deutlicher noch zu erklären! ich fürch-
 tete schon, einen zu bedeutenden Nachdruck auf
 das Wort Ruhe gelegt zu haben. — „Sie
 vertrauen mir, sprach sie, nichts Unerwartetes.
 Nun, ich werde zeigen, daß ich der Achtung
 der Demoiselle Helder würdig bin. Alles ist
 nun gut; nun wird auch alles völlig gut seyn.
 Ihr Vertrauen entzückt mich.“

Sie schien seitdem sehr gelassen, hat mich
 aber, daß ich wüßte, nicht wieder angesehen.
 Ihre Augen sind umwölkt, traurig, niederges-
 schlagen; es scheint als koste es ihr Mühe sie
 zu öffnen. Ihr Bruder hält das alles für Un-
 päßlichkeit. Folgendes Billet soll sie in ihrem
 Arbeitsbeutel finden: „Sie wollen, daß ich
 ohne Abschied reisen soll. Ihr Wunsch ist mir
 ein Gesetz; ich gehorche, so viel es mir auch

kostet. Aber Ihr bester und treuester Freund wird Ihnen bald schreiben.

Ich fühle mich so matt, meine verehrungs-
würdige Mamsell Belcour, so unfähig zu ir-
gend einer Beschäftigung! Der Schlaf stiehet
mich zu meiner größten Beschwerde; ich will
mich also, da ich morgen doch sehr früh reise,
lieber gar nicht zu Bette legen. Dieser Brief
und diese Erinnerungen jagen mir das Blut
siedend durch die Adern. Wenn ich ihn vollendet
habe, will ich versuchen, ob das Lesen besser
geht. O, wäre mein Herz frey, wie glücklich
würde ich mit Ihrer Freundin seyn! Aber
kann ich ihr ein Herz anbieten, welches eine
andere seit meiner frühesten Jugend beherrscht? —
Daß diese andere mich nicht liebt, mich wahr-
scheinlich nie lieben wird, ändert das etwas an
der Sache? —

Weynache hasse ich mich selbst! O, daß ich
dieses vortreffliche Mädchen unglücklich machen
mußte! Niemals, niemals gab es eine Freundschaft,
wie die meinige für sie ist! — Wie
schlägt mein Herz bey dem Gedanken: Morgen

siehst du sie nicht mehr, weißt nicht, wie sie sich befindet, hörst ihre liebliche Stimme nicht! — Ach, und wer wird, wenn ich nicht bey ihr bin, ihr brechendes Herz aufrichten? — Eilen Sie doch, ich bitte, ich beschwöre Sie, nach Leiden! — Freundschaftspflicht — Keine Pflicht kann dringender, kann heiliger seyn! Trösten Sie, heilen Sie, wenn das möglich ist, die Leidende! — Wie feurig wünsche ich, sie, ehe ich abreise, noch zu sehen! Aber sie mag das nicht! es ist nicht daran zu denken. — Gütiger Gott! selbst durch die allervortrefflichsten Charakter müssen wir leiden? . . . Ach, es wäre Spott, es wäre bitterer Hohn, wenn Sie glaubten, Lottchen sey allein unglücklich! Könnte, könnt ich ihrer Seele die Ruhe wiedergeben, die sie um meinetwillen verlor! — Erhörete Gott auch meinen glühendsten Wunsch, so wird mein Glück doch stets umwölkt seyn, so oft ich an Lottchen denke! Mich selbst würde ich vernichten, wenn ich ihr die allermindeste Veranlassung gegeben hätte; einen solchen Vusben müßte die Erde nicht länger tragen! Aber, ich rufe Gott und Sie zu Zeugen, ich habe mir nicht das geringste vorzuwerfen.

Wenn Sie mir schreiben, so adressiren Sie
gütigst die Briefe an meinen Freund zu Beekens-
hof u. s. w.

Neunter Brief.

Herr Friedrich Everards an Hedwen
Renard.

Rotterdam.

Der Brief meines Buchhalters, den ich die
Ehre hatte Ihnen zuzusenden, nöthigte mich,
Amsterdam schleunig zu verlassen; das ist die
Ursache, warum ich nicht in Person komme,
mich bey Ihnen und Ihrem ehrwürdigen Onkel
zu erkundigen, ob ich hoffen darf?

Lange schon, meine theuerste Demoiselle,
liebte ich Sie; schon wie Sie noch zu jung
waren, als daß ich es Ihnen hätte sagen köns-
nen; aber die Manier, in der man Sie erzog,
die Art der Gesellschaften, die sich nach Ihres
Herrn Vaters Hause gezogen hatten, die Wer-

schwendungen, wozu man Sie gewöhnte, nöthigten mich zu dem Entschlusse, meine Liebe vielmehr zu unterdrücken als zu nähren; sie würde keinen von uns beyden glücklich gemacht haben. Eine solche Frau, als man aus Ihnen zu bilden strebte, paßte durchaus nicht zu mir, und — darf ich es ehrlich sagen? — entsprach meinem Geschmacke nicht. Dem ungeachtet unterschied mein Herz Sie beständig, und seinem Hange nicht folgen zu dürfen, kostete mir unbeschreiblich viel! Ihr liebenswürdiger sanfter Charakter hatte mich unwiderstehlich an sich gezogen. Wie litt ich, als Ihr Herr Vater und mein Oheim zerfielen, und die Animosität so weit trieben, daß unser Umgang abgebrochen wurde! Diese weitgehenden Mißhelligkeiten hat der Tod geschlichtet, und Sie, Sie stehen jetzt in Ihrem eigenthümlichen Lichte, und zeigen, daß Sie durch sich selbst geworden sind, was man seyn muß, und nichts von dem, was Erziehung aus Ihnen machen wollte. Ich genieße jetzt des unaussprechlichen Glückes, daß meine Vernunft dem Herzen Beyfall giebt; ich darf mich seinen Gefühlen für die liebenswürdige Person, die ich so innig schätze, ganz überlassen.

Sie kennen mich als ein kunstloses, offnes, redliches, wohlmeynendes Wesen, das nichts im Auge hat, als unser beyderseitiges Glück. Ueber meine Gemüthsart führt niemand Klage, und die, die ich als meine Gattin zu umarmen hoffe, wird sicher die Erste nicht werden, die Ursache dazu finden wird. Ich liebe Sie von ganzem Herzen, mehr kann ich nicht sagen. Können Sie sich entschließen (o, möchten Sie es können!) meinen brennenden Wunsch zu erfüllen, so werden Sie von dieser Seite nie Grund haben, sich zu beschweren, denn meine Liebe ist nicht die hinwegkende Frucht einiger unbesonnenen Augenblicke. Meine Glücksumstände sind jetzt durch den Tod meines Onkels so ansehnlich vermehrt, und meine Handlung geht mit Gottes Hülfe einen so guten Gang, daß ich im Stande bin, eine ganz anständige Haushaltung zu führen. Sie, meine Theuerste, bilden sich jetzt so vernünftige Begriffe von Glück, daß ich mehr, als Sie fordern, werde thun können, um sie zu realisiren. Die wahre Glückseligkeit wohnt nur da, wo Liebe, Gutmüthigkeit, Ordnung und Mäßigung ihren festen Aufenthalt genommen haben.

mich Beehren Sie mich, ich bitte Sie, mit
 einer beruhigenden Antwort, und verzeihen Sie
 den heiftesten Wünschen meine Ungeduld. Mögte
 Ihre Antwort diesen Wünschen entsprechen!
 O, mit welcher Liebe, mit welcher Dankbarkeit
 würde ich nach Amsterdam fliegen! Welche selts
 gen Tage dürfen wir nicht erwarten, wenn
 Liebe, Freundschaft, Hochachtung, Uebereins
 stimmung der Gemüther, und vernünftige Nei
 gungen uns auf alle mögliche Art verbinden
 und segnen! Mit der vollkommensten Liebe bin
 ich u. s. w.

Zehnter Brief.

Dedichen Kenard an Madame
 van Oldenburg.

Schreiben Sie es der Güte zu, mit der Sie
 mich ausnahmen, seit ich die Ehre habe, näher
 mit Ihnen bekannt zu seyn, daß ich meine Zu
 flucht zu Ihren Einsichten nehme; nur sie konnte
 mir den Muth dazu geben. Ich habe, leider!

keine Mutter mehr, in deren Zurechtweisungen und zärtlicher Liebe ich finden könnte, was ich, vor allem jetzt, so sehr bedarf: guten Rath. Auffer Ihnen, Madame, weiß ich auch niemanden, der fähig wäre, ihn mir, in dem jezigen Falle, zu geben. Adèle ist mir ein liebes Mädchen, aber unsere Freundschaft ist nicht Freundschaft genug. Seit ich daran arbeite, mich selbst kennen zu lernen, und zu verbessern, sehe, oder vielmehr fühle ich, daß zwischen ihr und mir nie Uebereinstimmung genug seyn kann, als daß wir Busenfreundinnen seyn könnten. Bormals vermuthete ich das nicht. Unsere Lebensart war so herumstreifend, so zerstreud, daß uns zuverlässig nie der Gedanke kam, ob die Demoisellen Leevend und Renard auch wohl eigentlich für einander berechnet seyn mögten? — Adèle ist edelmüthig, und besißt sehr viel Verstand; das sehe ich jetzt besser als je; aber selbst unsere guten Eigenschaften sind zu verschieden modificirt. Mehr als alles aber würde mich ihre Neigung zum Spott abhalten, mich an sie zu wenden, um so viel mehr, da ich ja doch meinen Zweck nicht erreichen würde.

Sie, Madame, sind also die Einzige, zu der ich meine Zuflucht nehmen kann. Sie kennen meine gegenwärtigen Umstände. Sie wissen, wodurch ich dahin gekommen bin, völlig von dem Edelmuth eines Oheims abzuhängen, der nicht verbunden ist, sich meiner anzunehmen. Meine Erziehung war recht darnach eingerichtet, mich für mich selber eben so unnütz als für die Gesellschaft zu machen. In allen den angenehmen Kleinigkeiten geübt, die man jungen Mädchen durchgehends beybringeret, bin ich mit allem, was mir, als Mensch und als Frauenzimmer, zu wissen nützlich und nöthig ist, noch ziemlich unbekannt. Seit dem Tode meines geliebten Vaters veränderte meine Lage ihre ganze Gestalt. Ich fand mich wie aus einem brausenden Meere an eine unbewohnte Küste geworfen. Aus Langweile fieng ich an zu untersuchen, ob ich denn wirklich in der Welt zu nichts taue, als mich in Saletten herumzutreiben? Ich darf mir schmeicheln, es sey noch nicht zu spät, mich zu etwas besserem, als eine Dame du ton zu bilden. Ich war so lange ein großes Kind; ich wußte eigentlich Nichts, und gerade deswegen hatte ich keine

mühsam auszurottenden Vorurtheile. Vielleicht ist das die Ursache, warum ich mit dem bedächtigen Lesen guter Bücher, die ich hier in großem Ueberflusse fand, ziemlich glücklich fortkam? — Ich fange an, mich selbst in einem ganz andern Lichte zu sehen; ich entdecke, wie wohl nur dämmernd, so etwas von meiner Bestimmung, und bekomme hellere Begriffe in Absicht der Religion, in der ich völlig unwissend war. Bekanntlich, Madame, macht die ja kein Bestandtheil einer modischen Erziehung aus. Dankbarkeit heftet mich an das Krankenbette meines Onkels, und giebt mir Gelegenheit, meinen Plan mit Eifer zu verfolgen.

Jetzt, Madame, komme ich zur Hauptsache. Herr Friedrich Everards, Kaufmann zu Rotterdam, der vor diesem mit seinem seligen Onkel sehr oft zu meinem Vater zu kommen pflegte, hat um mich angehalten. Wegen sehr ernstlicher Mißhelligkeiten, die zwischen den beyden Verstorbenen entstanden, hatte ich seit länger als drey Jahren nichts von ihm gehört noch gesehen. Ich schicke seinen Brief an mich hier bey. Vor einer so würdigen Dame habe ich keine Geheimnisse.

Er hat nicht die Ehre, von Ihnen persönlich gekannt zu seyn. Erlauben Sie mir daher, Madame, Ihnen einigermaßen eine Idee von dem Manne zu geben: Er ist dreißig Jahr und von einem empfehlenden Aeußeren; er kleidet sich sehr einfach, und trägt, was ihm ungemeyn gut steht, seine schön gelockten blonden Haare rund; er ist ein geschickter, gutmüthiger, gerader Mann, ein großer Liebhaber der Musik und der Lektüre; er spricht wenig und wird daher wenig bemerkt; in Handlungsgeschäften ist er viel gereiset, spricht verschiedene Sprachen, und ist sehr emsig in seinen Geschäften. Das ist der Mann der sich um mich bewirbt; ich verwies ihn, wie billig, an meinen Oheim. Der liebe Greis nahm dieses im Grunde nichts weiter als pflichtmäßige Betragen sehr gut auf. „Mein Hedchen, sprach er zu Everards, zeigt daß sie gegen ihrer Mutter Bruder sehr gut denkt. Nu, ich thue an dem Kinde auch, so viel ich kann, seitdem sie hier im Hause ist: aber was ist das bey dem allem für ein Leben; für ein Mädchen von drey und zwanzig? Ich will auch nicht, daß sie mir, aus Dankbarkeit, das Glück ihres Lebens aufopfern soll; indessen

bin ich nun so an ihre gute Pflege gewöhnt, und finde in ihrer Gesellschaft so viel Trost! Es dürfte mir schwer fallen, sie Ihnen abzutreten.“ — Dabey blieb es bey diesem ersten Besuche; und wie Sie aus seinem Briefe sehen werden, wurde er durch wichtige Geschäfte an einem zweyten gehindert.

Aber nie, Madame, fühlte ich so stark, daß der liebe alte Mann der Bruder meiner Mutter ist. Ich fiel ihm um den Hals; und er, der viel älter war als meine Mutter, versicherte, ich hätte nie seinem lieben Bettchen so geglichen, als damals. Er versicherte mich auch, er habe mich zu seiner Universalerin ernannt, zum Beweise, sagte er, wie sehr er mit mir zufrieden sey. Herr Everards gefällt ihm außerordentlich.

Was muß ich jetzt thun, Madame? — Soll ich meinen Oheim verlassen, der mich so gern bey sich behalten möchte? — Ich würde mit Everards glücklich seyn können; soll ich ihm Hoffnung geben? Ich bin aber auch, so lange mein Onkel lebt, nicht unglücklich bey ihm, und Dankbarkeit ist eine ehrwürdige Pflicht; muß Everards dieser nachsehen?

Ich bekenne offenherzig, Madame, daß mir Herr Everards schon lange vorher ehe ich seine Absichten vermuthete, ein vorzüglicher Mann schien; und jetzt glaube ich mehr als jemals, daß wir uns sehr gut für einander schicken. Bey dem allen, wenn Sie, Madame, der Meynung sind, ich müsse die vielen angenehmen Ausichten aufgeben: so wird mir das zwar einige trübe Augenblicke kosten, aber auch nur Einige, und das Bewußtseyn daß ich mir in Absicht meines edelmüthigen Oheims nichts vorzuwerfen habe, wird mich dafür entschädigen und belohnen.

Wie herzlich wünsch ich Ihnen Glück zu der bevorstehenden Verbindung meiner Freundin! Herr Ryzig verdient die Hochachtung vollkommen, mit welcher man ihm allenthalben entgegen kömmt. Er wird mit Adelen sehr glücklich werden können, wenn sie es für gut findet; und hieran zweifle ich nicht im mindesten, denn ich kenne die Güte ihres Herzens, und weiß daß sie bey weitem nicht so gefühllos ist, als sie sich und andern so gern weismachen mögte. Mit der ehrerbietigsten Hochachtung u. s. w.

Fiffter Brief.

Madame van Oldenburg an Hedchen
Renard.

Es gab eine Zeit, ich gestehe es Ihnen, meine liebe junge Freundin, wo ich ungerecht gegen Sie war. Das schmerzt mich so sehr, daß ich jede Gelegenheit ergreife Ihnen mein Leidwesen darüber zu bezeugen, und, wo möglich, Ihnen nützlich zu seyn. Um Sie zu überführen wie gern ich mich mit Ihnen unterhalte, werde ich eben nicht suchen mich in diesem Briefe der Kürze zu befleißigen. Ich glaubte beständig daß Sie und meine Tochter weit intimere Freundinnen wären, als es sich mir jetzt zeigt; ich war mit Adelen nicht sehr zufrieden: — Sie verstehen mich? — Hedchen Renard hat ursprünglich den lieben Charakter ihrer seligen Mutter, die so früh in eine bessere Welt (für diese war sie zu gut,) aufgenommen wurde: aber eine verwahrlosende Erziehung setzte diesen Charakter sehr in den Schatten, und es kam

mir vor als verwüßten sich seine schönsten weiblichen Züge. Ich klage mich sehr deswegen an, daß ich selbst mir die Gelegenheit benahm Sie besser zu kennen, und Ihnen von einigem Nutzen zu werden.

Danken Sie, meine sehr liebe Freundin, der Vorsehung, die Sie auf sehr natürlichen Wegen zur Selbstkenntniß führte, so daß Sie nunmehr sehen wo Sie sind, und wohin Sie emporstreben müssen. Sie sind zeitig von Ihrem Traume erwacht, und haben auf dem Pfade der moralischen Vortrefflichkeit bereits große Fortschritte gemacht. Alles Gute in Ihnen ist Ihr eignes Werk — in sofern nehmlich, als sich dieses nach dem richtig erklärten System der wahren Kirche, an welches ich mich halte, sagen läßt.

Was Sie mir in Beziehung auf Ihre Freundschaft sagen, verstehe ich vollkommen. Wahre Harmonie kann zwischen Ihnen und Adelen nicht statt finden; und die ist gerade eins der nothwendigsten Erfodernisse zu einer genauen Freundschaft. Das hindert indessen nicht daß Ihr Euch einander nicht herzlich lieb haben, aufrichtig Antheil an einander nehmen,

und einander gern besuchen sollten. Mehr bedarf meine Tochter nicht; mit Ihnen aber ist das anders; Sie fordern etwas mehr von einer Person, die Sie Ihre genaue Freundin nennen sollen. Das ist nun weder Adels, noch Ihre Schuld; es giebt Ihnen aber gegründete Ursache, sich so auszudrücken wie Sie thun, und Bedenken zu tragen einem so aus Muthwillen, Spott und Neckerey zusammengesetzten Mädchen eine Sache von dieser Art ernsthaft mitzutheilen; — nicht als ob sie es nicht von ganzem Herzen gut mit Ihnen meynte, oder ein Geheimniß nicht zu verschweigen wüßte: sondern weil sie alle Dinge, selbst die ihrem Herzen die wichtigsten sind, und besonders die Ehe, äußerlich als Poffen behandelt, und ihrem Wize alle Freyheit lassen wird sich über Ihre Neigung zu dem Herrn Everards, der ihren Beyfall wohl schwerlich haben kann, von Herzen lustig zu machen. Je ernstlicher Sie über den Ehestand denken, um desto weniger konnten Sie sich mit ihr über diesen Fall berathen. Ihr Herz sagt Ihnen, daß Sie mit einem Manne sehr unglücklich seyn würden, der des sanften, milden, unwandelbar freundlichen

Gefühls unfähig wäre, das für Sie Bedürfnis ist. Ein unfreundliches Wörtchen würde Ihnen weher thun als vielen andern eine große Beleidigung. Sie werden bittere Thränen weinen über Dinge, über welche meine Tochter ihren Spaß haben wird. Sie wird Nyzig über ihre und seine Mängel zum Lachen bringen; Sie hingegen würden darüber seufzen, und einen Nyzig vielleicht ungeduldig machen. Eine Person von Ihrem Charakter wagt also weit mehr, als ein Mädchen wie Adèle. Es ist natürlich, daß Sie sich zu nichts entschließen, bevor Sie nicht überlegt und sich Raths erholet haben. Sie erzeigen mir die Ehre sich an mich zu wenden: hier haben Sie, was ich Ihnen nach meinem Gewissen rathen darf:

Der Brief, den ich Ihnen mit meinem Danke für Ihr Vertrauen zurücksende, setzt mich ziemlich in Stand den Verfasser zu beurtheilen. Liebe und Redlichkeit haben ihn diktiert. Haben Sie nun gegen die Person dieses Mannes nichts einzuwenden, so dünkt mich, daß Sie ihn nicht abweisen müssen.

Daß Sie Ihrem würdigen Herrn Onkel zu Liebe aller Anwartschaft auf ein glückliches Le-

ben entsagen müßten, Liebe, das dünkt mich gar nicht. Aber, daß Sie dies gleichwohl in ernsthafte Ueberlegung nehmen, das zeugt vom Adel Ihres Charakters, und zwar um desto mehr, da dieser übrigens so gute Mann keinen so glücklichen Humor hat, als ich es um feinetwillen wünschte.

Hiermit hoffe ich Ihnen zu Ihrer Befriedigung geantwortet zu haben. Bleiben Ihnen aber noch Bedenklichkeiten, so wenden Sie sich allemal, ich bitte darum, ohne die mindesten Umstände an Ihre u. s. w.

Zwölfter Brief.

Charlotte Roulin an Amélie Belcour.

Machen Sie sich nicht so viel Kummer... um meinetwegen, meine innigst geliebte Freundin! Ihr kleines Briefchen von ehegestern meldet mir, daß Sie sehr unruhig sind. Warum

denn das? Liebe, ich bin ja nicht krank, obgleich so sehr viel eben nicht daran fehlt; und mein Freund ist ja nun weg; alles ist folglich in Ordnung. Ach, von mir möchte er wohl gehen! Was bin ich für ihn? Und er hat ja auch andre Freunde, die er gern einmal sehen will. Es kommt mir nur ganz ungewohnt vor, ihn nicht mehr zu sehen; und um jemand zu vermissen an den man sich gewöhnt hat, braucht man eben nicht verliebt in ihn zu seyn. Liebe Belcour, sind Sie unzufrieden über mein Letzteres? Und nun habe ich niemanden; niemand würde mich verstehn! Ach, er verstand mich so vollkommen! aber er ist weggereiset!

Ich besorge daß er gerade von dem, dessen Sie mich beschuldigen, etwas wahrgenommen hat — glaubt, müßte ich schreiben, wahrgenommen haben. Aber er liebt die schöne Helder, die größte Schönheit im Lande; o, das weiß ich, er selbst hat es mir gesagt.

Glauben Sie jetzt nicht, meine Belcour, daß ich ihn weniger für meinen Freund halte? — daß ich Mamsell Helder nicht liebe? — Gerade das Gegentheil! Er ist noch mehr mein Freund, und das junge Fraunzimmer liebe ich glühend,

Er liebt sie; glauben Sie denn nicht, daß das hinlänglich sey? Sehen Sie, Beste, wenn ich wirklich in ihn verkehrt wäre, dann könnte ich sie ja unmöglich lieben; die Liebe würde feindselige Leidenschaften wecken, z. B. Neid, Mißgunst, Argwohn, und die sind meinem Herzen völlig unbekannt, völlig fremd. Wenn ich an sie denke, so muß ich weinen. Warum? O, das weiß ich nicht deutlich; ich seufze, und weiß nicht wie es kömmt. Wenn ich so erwäge, was es seyn muß von ihm geliebt zu werden: dann setze ich mich so ganz an ihre Stelle, und empfinde, dünkt mich, alles was sie fühlt. O Belcour, auch sie wird dann und wann sich wohl einmal ganz im Denken verlieren, während eine stille Thräne ihre liebliche Wange nekt!

Gewiß, meine theuere Freundin, werde ich Ihnen das so nicht begreiflich machen können; aber er fühlt das so, eben so sehr, als ich. . . . Sie kennen mich ja. Das Gefühlvolle, welches die Natur in mein Herz legte, und welches durch alles was unser Herz rührt, in Regung gebracht werden kann. . . . Das Gefühlvolle, welches meine religiösen Aus

genblicke zu himmlischen Genüssen erhöht. . . .
 Mir fehlen Worte das auszudrücken! Er sagt
 dann immer: Ich verstehe Sie voll-
 kommen, mein Lottchen! und dann
 seufzt er in sich.

Aber warum sollt ich Mamsell Helder nicht
 lieben? Weil sie meinen theuern Freund liebt?
 ihn glücklich machen wird? Wie verkehrt, wie
 — schlecht wäre das von mir!

Ich habe nicht Abschied von ihm genom-
 men. Warum sollte ich mich einer solchen Erschüt-
 terung aussetzen? Was würde er, der nicht
 weiß, wie schmerzlich mich allemal das Abschieds-
 nehmen angreift, daraus vielleicht geschlossen
 haben? . . . Welch ein außerordentlich schö-
 nes Bouquet schenkte er mir! Liebe Blumen,
 Ihr werdet zu schnell verwelken, aber wie sorg-
 fältig werde ich, so lange Ihr dauert, für Euch
 sorgen!

Ich weiß das nicht deutlich, aber als er am
 Mittwoch Morgen abreisete, von Roulin Ab-
 schied nahm ich hörte alles; es war sehr
 früh, ich war im Bette; o das war sehr gut,
 denn ich war heftig bewegt, und gegen acht Uhr
 erholte ich mich erst von einer völligen Betäu-

bung. . . . Wäre ich nun aufgewesen, was würde man nicht alles vermuthet haben!

Vor etlichen Tagen erhielt ich einen Brief vom Herrn Bernards. Sie vermögen ja so viel über ihn: bitten Sie ihn doch inständig, daß er mich vergesse! Ich muß, ich kann, ich — darf nicht heyrathen. Nie empfand ich etwas für ihn; das weiß er ja! — Der gute Bernards! Ach, es muß doch sehr schmerzlich seyn, so zu lieben wie er mich liebt, und nicht wieder geliebt werden! Er verdient eine viel bessere Gattin, als ich je zu ihm seyn kann. Ich muß den Herrn Bernards nicht nehmen; mein Herz hat keine Neigung zu ihm. Wie oft habe ich ihm das nicht mit bescheidnem Ernst gesagt! — denn einen so rechtschaffnen Mann achte ich genug, um ihn keinen Augenblick in Ungewißheit zu lassen. Mein Bruder sagt, ich müsse ihn so nicht täuschen. — Täuschen, liebste Belcour? gab ich ihm denn jemals Hoffnung? Roulin ist darüber verdrießlich; das bezeugnete mir noch nie. Er liebt seinen Freund von Herzen.

Ich bin nicht glücklich, aber einst werde ich es seyn, und dann — ewig! Meine

Ideen sind heute ein wenig verwirrt; ich bin nicht aufgeräumt, und habe nicht Lust diesen Brief wieder zu überlesen. Empfangen Sie ihn demnach so wie er ist, von Ihrer u. s. w.

Dreizehnter Brief.

Christine Selder an Jacobine Beldenaar.

So habe ich mir denn abermals vergeblich geschmeichelt, Sie an dem Tage, an welchem wir den Herrn Leevend und seinen Freund erwarteten, bey uns zu sehen! Wenn ich Ihnen Nichts von diesem Besuche meldete, dann mögte meine Jakobine in ihrer jetzigen frohen Stimmung darin eine Veranlassung finden, mich, wer weiß weswegen, in Verdacht zu nehmen. — Verdacht! — Welch ein häßliches Wort zwischen Ihnen und mir, meine Allertheuerste!

Herr Leevend meldete sich durch ein Briefchen an meinen Bruder, und da meine Eltern

ganz keine Verhinderungen hatten, wurde sein Besuch angenommen. Ich kann nicht anders sagen als daß er meinen Bruder mit der größten Herzlichkeit umarmte, der denn auch, so lange Herr Leevend hier blieb, unzertrennlich von ihm war. Vater war nicht sonderlich zuthuend; ich besorge, seine Nachrichten aus Leiden klingen nicht günstig. Mutter ist einmal wie allemal sich selber gleich. Sie empfing ihn wie den geliebten Sohn ihrer Busenfreundinn. Er, das wissen Sie, trieb mit Mutter von jeher ein bißchen Abgötterey; aber meinem Vater begegnet er mit Ehrfurcht, und in einem großen Abstände; das war nie recht nach meinem Sinne. Doch was soll man dazu sagen? Vater ist nicht sehr für ihn. Wie sehr ist er verändert! Es ist die schönste, edelste Figur die man sehen kann, und gewiß und wahrhaftig, er trägt, und das auf einer Universität, sein Haar noch immer rund. Sein Huth hat nicht ein bißchen von stuzerischer Façon, und sein ganzer Anzug ist simpel. Aller Prunk ist fort. Ein schlichter brauner Rock von sehr feinem Tuche, eine weiße atlasne Weste, und weiße leidne Strümpfe in den Halbstiefeln, das war alles. Ich glaube er reitet im Nes

gligé, oder er hat sich im Dorf umgekleidet ehe er nach Beckenhof kam. Alle unsere Domestiken machten sich ein Gewerbe, um den Herrn Leevend zu sehen. Jedermann giebt ihn für stolz, und alle die unter ihm sind, haben ihn so lieb; Erinnern Sie sich noch, wie er unsere alte Sara, das Küchenmädchen, silhouettirte, und was für Spaß uns das machte? — Mutter sagt: „Alles will nur von ihm gethan seyn; so hilft er meinem Sohne bey einem physikalischen Versuche, so präsentirt er Thee, oder spielt mit Zettchen.“

Jetzt mögte ich es Ihnen beinahe glauben, daß ich etwas sehr Imposantes an mir haben muß, denn seine Höflichkeit war über die maassen groß. Er hat keine zwanzig Worte mit mir gesprochen, aber er besitzt zu viel Lebensart, als daß er sich nicht hätte nach meiner Freundin erkundigen sollen. Er hatte gehofft Sie hier zu finden, und ich glaube gewiß, er macht Ihnen einen Besuch. Die Zeit wird es lehren; aber daß er etwas mehr als Freundschaft für Sie fühlt, davon bin ich mehr als jemals überzeugt. Mutter mußte es ihm zweimal wiederholen: „Wilhelm, haben Sie die Güte sich zu

meiner Tochter zu sehen!" Endlich erzeigte er mir dann die Ehre; aber nur sein Körper saß neben mir; die Gedanken mochten wohl ein wenig weiter hin seyn, wenn ich nach den äußerst verkehrten Antworten urtheilen darf, die er mir auf drey verschiedene Fragen gab. Ich bat ihn um ein Stück von einem jungen Hühne, und er legte mir, mit aller Umständlichkeit und Verlegenheit meines Bruders Paulus, eine Coquette vor. Beym Nachtsche ersuchte ich um ein wenig Creme, und er schnitt einen Pfirsich entzwei. Ich nahm keine Notiz von dem quid pro quo; aber Mutter sprach: „Dies hier ist Creme, lieber Wilhelm, und jenes da sind Pfirsichen.“ — „Gewiß, Madame, außerordentlich schöne Pfirsichen!“ — Wie gefällt Ihnen das? — Paulus hatte allein das Wort; Mutter lächelte mehr als Einmal; Vater war höflich, aber still. — Noch eins: als ich mich einmal umwandte um meiner Mutter etwas zu bezeichnen, berührte meine Hand von ungefähr die seinige, die er so erschrocken zurückzog, als wäre er der Wärmepfanne, die auf dem Tische stand, zu nahe gekommen. Ich glaube, daß, wenn ich albern ausblickte er

mir nichts vorzuwerfen hat. Mich dünkte, er drücke die Hand an sein Herz. Du, es ist nichts daran gelegen, daß er nicht bleiben wolte, denn es ist ganz nichts rares an ihm. Er verbirgt etwas; (Gott wolle, daß es nichts Strafbares sey!) aber er hat seine Gesichtszüge so wenig in seiner Gewalt, daß ich das aufs deutlichste wahrnahm. Mutter erkundigte sich sehr liebreich nach Mamsell Roulin; „Man versichert mich,“ fügte sie hinzu, „daß sie eine sehr vorzügliche, und außerordentlich liebenswürdige Person sey.“ — „Das läßt sich ganz nicht verkennen!“ erwiderte er mit niedergeschlagenen Augen. — „Aber Leevend, sprach Paulus: das war eine tolle Geschichte mit dem von Guldenstein. Wenn er nun gezogen hätte?“ — „Nu, Helder, das wäre ja gerade mein Wunsch gewesen.“ — „Lieber Wilhelm, sagte Mutter, ist das alles so in der Ordnung? Muß man gleich so aufstehen? Bedachten Sie nicht . . .“ — „Ich dachte an nichts, Madame, fiel er ihr lebhaft ins Wort, als einem würdigen Frauenzimmer Gerechtigkeit zu verschaffen. Madame, wenn Sie sie kennen!“ — Er sagte die letzten Worte mit einem Ge-

fühl, welches ich wahrlich mit ihm theilte. Vater war ein wenig spazieren geritten. Gegen Abend nahm er Abschied. Er ist mit Mutter, Arm in Arm, viel spazieren gegangen. Sie sprach viel mit ihm. Paulus und ich folgten überall nach, und Herr Zambres schlenderte so, in einem passiven Infognito, mit. Als er meiner Mutter Adieu sagte, schwammen seine Augen in Thränen. „Leben Sie wohl, lieber Junge, sagte sie, und divertiren Sie sich gut!“ — Er küßte ihr die Hand. Mich grüßte er so höflich, steif, so fremd, in solch einem Abstände! — Meinen Bruder umarmte er leidenschaftlich, schwang sich auf sein Pferd, und sprengte, den Huth in die Augen gedrückt, so reißend fort, daß Herr Zambres Mühe gehabt haben muß, ihm nachzukommen, Alles war mir so ungewöhnlich, so fremd!

Nun ja, von seinem Freunde sollt ich noch ein Wörtchen sagen: Dem Ansehen nach vollkommen ein deutsches verholländertes Gouverneurchen, das mit seinem jungen Herrn auf Reisen geht; dafür mag er bey mir denn auch gelten. Ein ungemein widriges Geschöpf! Was Herr Leevend an einem solchen Reisegefährten

haben mag, begreife ich nicht. Paulus sagt, Herr Gambres sey ein sehr gelehrter Mann; das kann seyn; darüber urtheile ich nicht; das sind Dinge, die ich nicht verstehe. — „Liebe Mutter, sprach Paul, was sagen Sie zu unserm Wilhelm?“ — „Daß es mich schmerzlich betrüben würde, erwiederte sie, wenn die nachtheiligen Gerüchte sich bestätigen sollten. Er ist sehr still geworden! Warum blieb er nicht hier, mein Sohn?“ — „Still geworden? Das wüßte ich nicht. Er studirt mit Ernst; und dann, scheint es, verkümmert sich die Heiterkeit ein wenig. Mich dünkt man braucht ihn nur zu sehen, um an allen zu seinem Nachtheile verbreiteten Histörchen durchaus zu zweifeln.“ — „Darinn hast Du Recht, mein Sohn! Und wenn Mamsell Roulin seine Achtung in einem so hohen Grade verdient, so kann man ihm jenes heftige Ausbrausen immer zu Gute halten.“ — „Finden Sie nicht, daß er seinem seligen Vater außerordentlich ähnlich wick?“ — „Ja, von Person und Anstand; aber Wilhelm's Physiognomie verspricht noch ungleich mehr. Sein Vater besaß viel Verstand, aber Wilhelm ist ein junger Mann von

einer erhabeneren Art. Ob er mit so vielem
 Genuß glücklicher seyn wird als sein Vater, das
 wird die Zeit lehren.“ — „Er war von je-
 her Ihr Liebling.“ — „Das war er; und ver-
 dient er es zu seyn, so ist das bloß eine Gerech-
 tigkeit die ich ihm widerfahren lasse. War er
 nicht ebenfalls immer Dein Liebling?“ — „O,
 er ist es so sehr, daß ich ihm seinen kurzen
 Aufenthalt bey uns nicht vergebe.“

Dies alles würde ich Ihnen erzählen, wenn
 ich bei Ihnen wäre. Ich bin so umständlich,
 um mir nicht den Schein zu geben als wollte
 ich etwas vor Ihnen verhehlen. Könnten wir
 doch Wamsell Doulin einmal sehen, liebe Ja-
 kobine! Paul ist eben nicht der Mann der Men-
 schen für uns aufzunehmen versteht. Wie be-
 findet sich Ihre liebe Mutter? wir sehnen uns
 sehr nach günstigen Nachrichten. Ich bin
 u. s. w.

Vierzehnter Brief.

Die Pastorinn Wilhelmine Hestig an
Wilhelm Leebend.

Sie wissen wohl, lieber Wilhelm, daß ich unsäglich viel auf Sie halte, weil Sie gut, gerade weg vor der Faust, und ganz nicht so gekünstelt und gekrüppelt sind als manche Leute, und weil Sie so viel von meinem Humeur haben; denn ich weiß auch den Mantel nicht nach dem Winde zu hangen, und darum, lieber Junge, bin ich zuweilen eben auch der böse Mann, daß ich Ihnen nachschlage. Ich halte nichts von Um den Brey gehen, nichts von Hätscheln und Tätscheln, und kann meine Worte nicht auf die Goldwage legen, noch eine Stunde zum Voraus bedenken was ich sagen werde. Ich kann mich wohl einmal verschnappen, kann wohl einmal etwas auf Hörensagen wiedererzählen; aber mit Wissen und Willen werde ich keiner Christenseele zu nahe treten. Hier höre ich was, da höre ich was, dort hasche ich ein Wort im Fluge;

dann erzähle ich das Andern, denn ich mag für mein Leben gern sprechen; und mein Hausstand läßt mir nicht Zeit bey einem jeden erst weitläufig zu fragen: Von wem habt ihr das? Wie kommt Ihr zu der Nachricht? Wer ist Euer Sager? — Ich höre und überliefere ungefähr so, wie ich empfieng; lüge ich, so ist es für fremde Rechnung. Jetzt aber kann ich doch mit Grund der Wahrheit sagen, daß Dominé gewaltig böß auf Sie ist. Er sagt daß Sie ein Deiß sind, und wird vor Ihr weiteres Studiren einen Sticken stecken. Und wenn es wahr ist, guter Freund, daß Sie den reformirten Glauben nicht haben, so hat er auch nicht Unrecht; denn wer nicht glaubt, braucht nicht zu studiren. Ich schreibe Ihnen diesen Brief in der Stille; kein Mutterkind weiß was das von, ausbenommen Madam de Harde, Mamsell Renard und mein Kindermädchen. Schweigen Sie also davon, damit Dominé nicht dahinter kömmt. Er würde mich häßlich fegen, daß ich mich damit befasse. Nu hören Sie zu.

Dominé sprach neuerlich in einem gewissen Hause so einmal ein. Die junge Madmesell las so was. Poesie? mogte Dominé so fras

gen; und die gewisse junge Madmefell ist eine Freundin von Hedchen Renard, die nun auch ein ganz anderes Mädchen wird, was das Lesen anlangt, meyne ich. „Ja, Dominé, antwortete sie: Ist es Ihnen gefällig einmal zu sehen?“ — Dominé mag mitunter noch wohl einmal über so was seyn; er dachte daß es wieder irgend ein Wisch über die Regierung seyn würde. Er steckte es ein, und las es allein; dies hörte ich so nach der Hand, sollen Sie wissen. Doch was geschieht? Ihre Tante de Harde kam zu uns; ich halte viel von ihr, weil sie so viel von mir und den Kindern hält. Dominé las uns das Karmina bey dem Theetinken. Wir waren heyde davon erbauet, das muß ich bekennen. Ich sah in dem ganzen Dinge kein Spierchen Kezerey, bis Dominé mir bewies, daß es schnurstracks den Formularen unserer Kirche entgegen läuft, so z. E. gegen die Erbsünde, den Bund der Werke, die Prädestination und all dergleichen mehr. Dominé hielt um Tantens willen noch etwas an sich: aber als er mich allein hatte, war er entseßlich aufgebracht, weil ich gesagt hatte, ich sey erbauet. Solch ein heidntisches Geschreibsel worinn kein sterbens



des Wörtchen vom Seligmacher steht! — Nu, das Unwetter gieng vorüber, denn ich schwieg hübsch müschensill; und im Grunde meynt Hestig es doch gut mit meiner Seele, an die ich mit so viel wilden Kindern um mich her wohl nicht allemal so recht denke. Dominé glaubt steif und vest, daß Sie es sind, der das Karmina gemacht hat. Ist dem so, dann wird er keine Mühe sparen, Sie von der Universität wegzukriegen. Glückt das nicht, so wird er schon verhindern, daß Sie jemals ins Amt kommen. „Dann mögen Sie, sagt er, bey dergleichen Arminianern oder Mennonisten Prediger werden, welche im Socinianischen Schlamm stecken; o, das wird hübsch seyn!“

Sagen Sie mir, lieber Junge, haben Sie es nicht gemacht? Sagen Sie mir's, ich will Dominé schon herumschwagen. Sind sie der Verfasser, so widerrufen Sie, oder legen Sie es reformirt aus. Kollega Dr a a y e r, der die Heerde weidet, die zu Aller kirchen ist, vermeynt, wenn man die poetischen Redensarten nur hinweghäte, so ließe sich noch wohl ein orthodoxes Stück draus machen. Bruder L e e p, der Apotheker, der ein so perfekter Lar-

teiner ist, versichert, daß die Ältväter schon vor Jahrtausenden so gesprochen hätten. Ein anderer rath, Sie sollten so ein Stückek ekliche recht orthodoxe Noten von der Dortschen Synode zu Hülfe nehmen, und setzen sie unter den Text, wie bekanntlich vor kurzem ein gelehrter Domäne, bey einigen Predigten über das Einsprossen der Pocken, mit gutem Success gethan hat. — Nu, das sind Dinge, wovon ich nichts weiß; ich höre das nur so, und möglich verstehen Sie das alles aus dem Grunde. Aber man spricht hier auch viel von Ihnen und Wamsell Lottchen. Wim! Wia! Sie kennen das Sprichwort von Feuer und Stroh! Wollten Sie schon an eine Frau denken? Das ist noch viel zu früh für Sie. Ein liebes Mädchen ist es, das ist wahr.

Und Ihre Schwester wird sich mit dem Herrn Nyzig verheyrathen? Nu, wenn das gut geht, so geht mehr gut. Ich begreife nur nicht, wie Madam van Oldenburg so vergnügt über die Partie seyn kann! Nu freylich, auch gescheute Frauen können irren. Ein französisches Herrschen in einem grünseidnen Röckchen und Henryquatrestschen, mit einem gestukten Kalbskopfe und einem Bündel Tüchern um den Hals, aus

dem man das milchbärtige Kinn nicht herausfinden kann, das wäre ihre Sache; denn sie hat sich ja, Gott besser's, auch schon in der französischen Kirche confirmiren lassen! Dominé kann sich so ärgern über das Confirmirenlassen in der französischen Kirche, und gewiß und wahrhaftig, darin hat er vollkommen Recht! Es ist wahrhaftig als ob unsere Kirche nur für Jan Nap und sein Maat wäre. — Hören Sie, das war ein schlechtes Stückchen von Ihrer Schwester. Es ist eine Schande, daß die Kinder aus altholländischen Familien so bey den franschen Dominés in die Kirche laufen! Nu, die Mode muß ja mitgemacht werden. Und manches Mädchen läuft mehr um des Dominés, als um des Wortes willen hin. Ich selber pflegte es eben auch so zu machen, denn ich war auch wohl für so was, ehe ich bekehret war. Nu, Wim, ich schreibe Ihnen dieses aus gutem Herzen. Ich mag es nicht sehen, daß Sie da wie der Ochse unter das Beil laufen. Sagen Sie es doch niemand, und schreiben Sie mir einmal unter dem Couvert der Mamsell Menard, die Ihrents wegen ebenfalls sehr unruhig ist. Ich bin u. s. w.

Fünfzehnter Brief.

Madame van Oldenburg an Demoiselle
Margaretha Leevend.

Die Beziehung, in welcher ich die Ehre habe mit Ihnen zu stehen, und das gute Vernehmen, welches ich unter uns zu erhalten wünsche, machen es mir zur Pflicht, meine geehrteste Schwester, Sie von der Verbindung meiner Tochter mit dem Herrn Nyzig, dessen Familie und Umstände Ihnen nicht unbekannt seyn werden, zu unterrichten. Es wird mir Freude machen, wenn Sie an dieser mir sehr angenehmen Vergebenheit einigen Antheil nehmen. Meine Tochter besorgt, Ihnen einige Ursache zum Mißvergnügen gegeben zu haben, und bereuet es; ich bitte Sie Schwesterlich, ihr zu verzeihen. Sie sagt mir, daß Sie ihr siebenhundert Gulden geliehen haben; da der Ueberbringer dieses ein sicherer Mann ist, so gebe ich ihm diese Summe in einhundert halben Rydern mit; er wird die Ehre haben Ihre Quittung entgegen zu nehmen. Wir alle empfehlen uns Ihrer Freundschaft u. s. w.

Sechzehnter Brief.

Herr Louis Basta an Madame
van Oldenburg.

Madame,

Ihre Brief ist uns überkommen. Madame, die Baronesß Basta bekümmer sich nichts mehr mit der affaires des autres; ihre Niect iße une vilaine; sie ahb meinen Frau steckt beahndel. Sie maß eurath oder sie maß laß bleib, iße meinen Frau gleiche viel. Diable! iße das ühbsch zu blamir mir, einer Mann von Stand? un zu ahb meiner Frau für Narrinne? Ihr Demoiselle Tochter iße ähßliche Dirn. Ihre Sohn sie spiel sich die liderliche Kerl. Iße das ühbsch für einer künstil Domine? Ich ahben nun drey Tagen geeurath, un leb so glücklich als Hengell in die Hymel. Wir ahb Ihr Freundschaft nichts mit zu thun. Ahb die gute Freunden in sein eigen Tasch. Meinen Frau sie werd nieß schreib an Leuten wie Sie. Iße nichts mehr Made-

moiselle; sie leword vornehme Dame; nicht die
Madame von einer Marchand.

Votre serviteur

Louis Basta

Baron de Fridderac.

Siebzehnter Brief.

Hedon Renard an Friedrich Everards.

Ich gestehe Ihnen, Herr Everards, daß ich
den Ton Ihres Briefes sehr ungewöhnlich finde,
und vielen meines Geschlechts mögte die Art,
wie Sie mir Ihre Liebe zu erkennen geben, nichts
weniger als behagen: mich aber hat Ihr Brief
in der guten Meynung bestärkt, die ich von
Ihnen habe. Während unsers Umgangs im
Hause meines Vaters stieg mir nie die mindeste
Vermuthung auf, daß Sie mich mit einiger
Unterscheidung betrachteten, mithin war mein

Urtheil über Sie desto unbefangener. Aber war ich damals wohl fähig, die Leute, die am meisten bey uns aus- und eingiengen, mit Aufmerksamkeit zu beobachten?

In der vollkommenen Ueberzeugung, daß meine Erziehung sehr frivol war, unternahm ich selber es, diesen Fehler einigermaßen gut zu machen. Dem Ansehen nach mißglückt mir dieses Unternehmen nicht; auch Sie scheinen das zu finden, da Sie mich Ihrer Liebe versichern, und wünschen, daß ich sie einst erwidern mögte. Meine Umstände sind Ihnen völlig bekannt; Sie wissen, daß ich meinem edelmüthigen Onkel die größte Verbindlichkeit schuldig bin, und daß ich einzig durch meine Bestissenheit ihm Hülfe und Aufheiterung zu geben, beweisen kann, daß ich weder fühllos noch undankbar sey. Der Gedanke, ihn verlassen zu müssen, im Fall ich heyrathe, macht mich sehr schwürig. Ich habe über diesen Punkt eine sehr einsichtsvolle Frau zu Rathe gezogen, die darüber ein wenig anders denkt als ich. Mein Onkel genehmigt Ihre Bewerbung; und ich stimme ihm in sofern bey, als das Anleitung geben kann, zu erfahren, ob wir wirklich für einander passen. Ich habe nie

jemanden mit Unterscheidung angesehen; es ist aber möglich, daß meine Hochachtung für Sie in ein zarteres Gefühl übergehen kann. Die Begriffe, die ich mir gegenwärtig von der häuslichen Glückseligkeit bilde, weichen von denen, die Sie beständig sich machten, nicht sehr ab. Aller jenen frivolen Zeitverspielungen, denen ich mitunter wohl einmal zu sehr nachhänge, bin ich herzlich satt, und bestrebe mich nunmehr, solcher Freuden theilhaftig zu werden, die der Menschenwürde angemessener sind. Eine starke Anhänglichkeit an dergleichen rauschende Vergnügungen hatte ich nie; ich folgte bloß, und auch das zum öftern nur, weil ich mit mir selbst nichts anzufangen wußte. Wer meine selige Mutter kannte, der versichert, daß, wenn ich mich als ihre Tochter betrage, kein wackerer Mann erröthen darf, mich zu lieben. Leider vermisse ich ihr vortreffliches Vorbild; aber das nimmt meinem Vorsatze, ihr ähnlich zu werden, nichts von seinem Ernste.

Daß Sie die Pflichten eines betriebsamen Kaufmanns vor Augen haben, ist mir um desto angenehmer, weil ich an meinem zu guten Vater gesehen habe, wie traurig die Folgen der

Soralosigkeit sind, und welche Verwirrung aus der Vernachlässigung des Nöthigen entspringen kann! — Es wird mir nicht zuwider seyn, Sie gelegentlich zu sehen. Mein Onkel trägt mir Grüße für Sie auf, und ich bin u. s. w.

Achtzehnter Brief.

Jacobine Weldenaar an Christine
Helder.

Raum hatten wir gestern Morgen gefrühstückt, meine liebe Freundin, so kam Jettchen, die in den Garten gelaufen war, um mit den andern Kindern zu spielen, die Lindenallee, die nach der Pfarre führt, an der Hand eines jungen Herrn heraufgehüpft und getanzt. „Da ist Herr Leevend!“ sprach ich zu meiner Mutter, und im Augenblicke trat er herein. Er sah wohl daß er willkommen war; er umarmte mich wie eine alte Bekannte, die man mit Freuden wieder sieht. Auch ich sah ihn mit Vergnügen

wieder. Mutter hielt sich nicht mit der Frage auf: „Haben Sie gefrühstückt?“ es stand vor ihm, als wir in das Gartenhaus traten. Jettchen stand an seinem Schooße und trank hübsch traulich mit ihm aus Einer Tasse; sie holte die große Puppe und das Bilderbuch, und Dieterich mochte wollen oder nicht, sein schmucker Wagen mußte ebenfalls aus der Nemise. Das Kind war trunken vor Freude. Mein Vater kam von seinem Zimmer; die gegenseitige Begrüßung war ganz nach meinem Sinne: Politesse ohne Niedrigkeit auf der einen, Superiorität die sich ihrer nicht bewußt ist auf der andern Seite. Ich merkte bald, daß mein Vater außerordentlich viel Geschmack an ihm fand, denn er blieb reichlich ein paar Stunden bey uns, ehe er sich unvermerkt wegschlich. Er unterhielt sich viel mit ihm über Leiden, die dortigen Lehrer, und den Zustand der Universität. Wilhelm spricht sehr gut, und hat nichts Verdächtigendes.

Als Mutter ihn ersuchte, den Tag bey uns zuzubringen, ließ er seinen Freund, den er, unschlar aus Bescheidenheit, im Wirthshause gelassen hatte, rufen. Gewiß, Herr Leevend

ist ein sehr lebenswürdiges Wesen; alle die Kinder hingen an ihm; die Augen meiner Mutter sagten; „Welch ein guter Jüngling sind Sie! O, werden Sie doch ein guter Mann!“ — und die meinigen blieben ihr die Antwort nicht schuldig. Er war heiter und freundlich; aber wahrlich, ich muß gestehen, daß ich ihn nie anders sah. Als wir nach seiner Abreise über ihn sprachen, machte Vater die Anmerkung, er sey ein äußerst fähiger, sehr feiner und einnehmender junger Mann, der kein alltäglicher Predigtsfabrikant werden würde. — Prediger! Wilhelm Leevend Prediger! Das kann ich nur nicht in den Kopf kriegen!

Des Nachmittags bot er mir den Arm zu einem Spaziergange. — Ich fragte, ob er zu Beekenhof gewesen sey? — Ja, am vorigen Montag. — Und fanden alles wohl? Meine Freundin ist hoffentlich von einer kleinen Erkältung wieder hergestellt? — Wenigstens schien es mir so. — Man findet wenig so verdienstvolle junge Frauenzimmer, als Wamsfell Helder. — Viele kann es nicht geben, erwiderte er, und heftete dabey einen durchdringenden Blick auf mich, der mich zwang, die

Augen niederzuschlagen; Sie wissen, wie tief, dringend, wie ernst sein Auge ist, wenn er etwas ergründen will. Ich ließ mich indessen nicht dahin bringen, mit der Materie zu wechseln, und er sagte viele sehr feingedachte, und wie mich dünkt, sehr tief empfundene Sachen zu Ihrem Lobe, von denen ich Ihnen nichts wiederholen will, als was er am Schlusse unserer Unterredung antwortete, als ich sagte, der Charakter meiner lieben Helder sey außerordentlich schön. „Ich hoffe, versetzte er schnell, Sie sagen das nicht in dem Sinne, als zweifelten Sie, ob ich im Stande sey selber das zu sehen? Beste Jacobine, wer Mamsell Helder um ihrer Schönheit willen preisen kann, der ist nicht werth ihren Namen auszusprechen.“ — Wollten Sie ihr wohl einen Dienst erzeigen? — Ob ich will? rief er ungeduldig: Welch eine Frage! Sagen Sie mir, was muß ich thun? — Ein altes Versprechen erfüllen. — Ah, ich verstehe Sie! Gleich den Augenblick!

Er eilte mit mir dem Hause zu, verschloß die Fensterladen, bat um Licht, nahm mein Profil auf, verkleinerte es zu der Größe, die ich mir von ihm ausbat, ersuchte meine Mutter

ter, ihm ebenfalls zu sitzen, und war mit dem
 allen in weniger als einer Stunde fertig. Ich
 gab ihm einen herzlichen Kuß zur Belohnung.
 Ich lege diesem Briefe diese beyden Silhouetten
 bey; die von meiner Mutter ist für Madame
 Helder. Welch ein schönes, regelmäziges Pro-
 fil! So abgefallen die geliebte Frau auch ges-
 genwärtig ist, so ist sie doch immer noch sehr
 schön. Ach! wenn ich sie so ansehe . . . Bes-
 tes Stienchen! Sie lieben Ihre Mutter . . .
 Mehr sage ich nicht. Doch es scheint ja, daß
 ihre Gesundheit sich ein wenig bessert. Gott
 gebe es!

Wir erneuerten unsern Spaziergang; jetzt
 brachte ich ihn auf einen andern Gegenstand,
 auf Mamsell Roulin. „Ich wünschte sehr,
 ihren Schattenriß zu sehen. Haben Sie ihn
 nicht?“ — (Er sah aus, als wenn er dächte:
 Und weswegen mögten Sie den so gern sehen?)
 — Nein, erwiederte er, ich besitze ihren Schat-
 tenriß nicht. Liebe Jacobine, wenn Sie mein
 bestes Lottchen (Sein bestes Lottchen!
 verstehen Sie das, liebe Helder?)
 kennten, ich glaube, Sie würden meine Ach-
 tung (ein artiges Wort, um Liebe

auszudrücken!) sehr natürlich finden. — Ich glaube Ihnen auf Ihr Wort. Ist sie nicht nicht aus einer hübschen Familie, und hat sie nicht sehr viel Verstand? — Beydes kann ich versichern; aber ihr Herz . . . ach, Jacobine, ihr Herz ist ein Schatz! — Sie ist schön? — Ihnen würde sie gefallen; sie ist weit mehr als was man durchgehends hübsch nennt. Man kann sie, sagt meine Schwester, und die ist gewiß nicht leicht für jemand eingenommen: man kann sie unmöglich sehen, ohne sie interessant zu finden. — Sie ist noch sehr jung? — Ungefähr zwey und zwanzig — Lebhaft im Umgange? — Gar nicht; weiter nichts als gut gelaunt, durchgehends still und ernst, aber liebreich und verbindlich; die feinste Lebensart die Sie sich denken können, die aber nicht, wie bey unsern Höflingen, in Phrasen und Manieren besteht, sondern die jede ihrer Politesse mit dem Stempel der Herzlichkeit bezeichnet. Bey dem allen scheint nur ihr schöner Körper in dieser Welt zu seyn; ihre schönere Seele ist immer in Regionen, die ihrer würdig sind. — Wie glücklich, rief ich, wird einst derjenige seyn, der sie die Seinige nennen darf! — Er drückte

mir die Hand, schwieg, sah vor sich nieder, hustete, und ich sah, daß es ihm lieber sey, nicht mehr von ihr zu sprechen. Wir giengen in das Haus.

Gewiß, Stienchen, wir verlebten einen der angenehmsten Tage. Alle Kinder sind seine Freunde, aber in Zettchen ist er — ich mögte sagen, eben so vernarrt, als vorigen Winter. Um acht Uhr nahm er Abschied.

Es kam mir immer vor, als wollte er mir etwas sagen: aber er begriff sich; es schien als könne er sich nicht dazu entschließen. Mehr als jemals halte ich mich überzeugt, daß alles Nachtheilige, womit man sich von ihm schleppt, klare Lästung ist, aber zugleich, daß er in sein bestes Lottchen ernstlich verliebt ist. Wie kann das anders seyn? Lottchen so liebenswürdig! Wilhelm so äusserst voll Sinn für alles, was Verdienst, Tugend, Geist, Wis, Anmuth genannt werden kann! — Gewiß wird er nicht unerhört bleiben.

Mein Vater verspricht sich von Leevend sehr viel, und hält seinen Freund Jambres für einen sehr ungeschmeidigen, kränklichen Mann von einer verzweifelt abstrakten Denkart. Wilhelm

ist sehr begierig meinen Bruder Heinrich kennen zu lernen. Dies hörten meine Eltern mit vielem Vergnügen; man sprach auch viel über ihn, und wer weiß, ob Wilhelm ihn nicht besucht, wenn er durch die Provinz reiset.

Auf Ihr Letzteres habe ich jetzt nicht sehr viel mehr zu antworten. Ich wünsche Ihnen indessen Glück, daß Sie es so bey der alten Bekanntschaft gelassen haben. Nicht wahr, nun können wir ja über seine verkehrte Antworten, über seine Hartnäckigkeit, seine Mißgriffe im Vorlegen, und vor allem darüber uns gelegentlich einmal satt lachen, daß er die Hand zurückzog, als wäre er der Wärmpfanne zu nahe gekommen. Das alles ist wirklich so drollicht! Nu so lachen Sie doch, Strienchen! Sie haben nicht Lust? Nun, dann habe ich auch keine. — So? wenn Sie nicht so umständlich gewesen wären, würde ich Sie in Verdacht genommen haben? Weswegen denn, ich bitte Sie? — Aber jetzt, wie könnte ich mir dergleichen nur einfallen lassen! — Nun, leben Sie wohl! Ehe Sie sich versehen komme ich und besuche Sie, es wäre denn, daß Sie, was in der That für die

jetzige Lage meines Hauses besser passen würde, die Güte hätten, mir zuvorzukommen. Mit der zärtlichsten Freundschaft und ewig bin ich u. s. w.

Neunzehnter Brief.

Martha de Harde an Adelaide
Seebend.

Nu, Nichtchen, dar ist allwieder ein Topf zu Feuer über Ihren Bruder; den Studenten! Die Ferkeln laufen nu alle gar ins Korn! Da geh ich Ihnen zu Domine; ach Herr! ich hatte aus der Welt kein Arges! Und die Pastorinn Hestig ist, seiter daß sie auf unserm Freundens gastgebot war, so zuthuend und so höflich; sie wollte absolut, daß ich Thee bey ihr trinken sollte. Ich konnte bald nicht, denn ich habe Ihnen zu Hause alle Hände voll Arbeit, aberst ich that es denn doch. Domine kam herein so wrantig als ein Währwolf, und so roth um den Kamm als ein Puterbahn, mit dem Sprichwort zu reden. Erstlich sagte er nichts, und ich

dachte so in mir selbst, wer weiß, hat der Mann vielleicht für die Kirche blank gestanden? Aberst unterm Theetinken kam an den Tag! Er kriegte einen Brief aus seinem Busen, oder aus seiner Tasche, das will ich die Wahl haben . . . Mein, daß ich recht sage, es war doch aus dem Busen, weil Dominé im Schlafrock war. Es war eigentlich ein Karmena, und raum was lang. Ich dachte daß es ein Hochzeitskarmena seyn thäte. Er bot sich an, es uns vorzulesen. Das war Wasser auf meine Mühle, denn seiter meiner Hochzeit hab ich, Gott verzeih mirs, kein Karmena gesehen, oder so zu sagen ein erbaulich Wort gehört, vor all dem Druck in meinem schweren Hauestande. Ich habe wohl sonst was zu thun, als Reimels zu lesen, und auch, ich habe keine im Leben, und unser Freryl lieft allheil keine Reimels, so daß ich man sagen will, es war gut gerathen von Dominé. Ich spizte die Ohren wie ein Hase, und ich kann sagen, die Thränen kamen mich in die Augen, so pastetisch donnerte Dominé das Karmena ab; (Sie wissens ja selbstn wohl, was er für eine schöne Gabe hat; die Fenstern klingen man so, wenn er uf der Kanzel so recht loshaakt!) und

all die Sünden von unser Land kommen dar alles
 zuhause so hübsch darin vor, das muß ich sagen.
 Dominé's Frau, wissen Sie wohl, ist nicht
 kumpabel ihr Schweigstille zu halten; sie sagte:
 „Ackerat! sagte sie, das ist justement den Nagel
 uf'm Kopf getroffen. Die Menschen haben
 sich netto selbstn verdorben. Nu, das ist ja
 ackerat als die Schrift sagt: Gott hat die
 Menschen gut geschaffen; und er
 schuf sie ein Männlein und ein
 Weiblein. Madame Dunker hat wiß und
 wahrhaftig das saure Gesicht und das Herrje-
 mine's, Ansehen eben so wenig von unserm lies-
 ben Herrn, als der Kirchenvorsteher Snappop
 seinen dicken Mastbauch; denn Moses sagt:
 Alles war sehr gut.“ — Dominé seufzte,
 machte große Augen, schüttelte den Kopf, schlug
 auf den Tisch, legte die Keimels nieder, und
 wollte nicht fortlesen, wenn sie nicht still wäre.
 Ey ja doch! Hinten hinaus, Kompeer! —
 „Wie nu denn, Dominé, sagte sie, und daran
 sagte die Frau recht, dürfen wir denn nicht ein-
 mal über das Gute sprechen? Dann wird das
 Sprichwort zum wahren Wort, daß die Schu-
 sterfrauen in zerrissnen Schuhen gehen.“ —

Er las ein bißchen weiter. „Ja wohl, ja wohl, sagte sie wieder, könnte unser eins das immer wissen, warum Gott so viel wunderliche Dinge zuläßt, so würden wir viel geruhiger leben.“ — „Ja, Madam, sagte ich dann so, da werden wir wohl mein lebstage nicht recht hinter kommen, denk ich.“ — Domine las wieder ein bißchen weiter, und endlich so kam es doch zu Ende. „Fürwahr, sagte sie, das ist'n hübsches Stück, und mit so viel Salbung geschriben. Alle unse jungen Leute müßten das lesen, statt der alten kunkelichten Flämischen Operas, Döhnchen und Franschen Liederchen.“ — „Ja wohl, sagte ich so, das wäre wohl was hin gut. Und was sagt das Karmena das so schmuck, daß eins hier so im Unsichern fortlebt! Das bin ich, Tantelieb, fürwahr noch gestern gewahr geworden. Mein Mann war nach der Stadt, denn davon ist er nicht abzukriegen, und thät wohl eine Stunde über seine Zeit ausbleiben, was sonst seine Weise nicht ist. Ich sagte in mich selbst: Wo mag er doch wieder irgend in einem Loch hängen blieben seyn! Ich hatte allerhand Mäuse im Kopfe, denn ein Mensche, wissen Sie wohl, stellt sich allemal

das Schlimmste vor. Dann dacht ich wieder: Komm, komm, er wird nicht in zwey Grabens zugleich laufen, und wer ihn heute stiehlt, der wird ihn morgen schon wiederbringen. Aberst was mich am meisten beruhigte, das war, daß mich just der Text einfallen that, es war nett als wenn er mich eingegeben wäre: *Wen Gott bewahrt, ist wohl verwahrt.* So daß, will ich nur sagen, daß es mit die Ungewißheit ganz allheil nicht eben das Beste ist."

So waren wir auch, Madam Hestig und ich, recht in unserm Schick damit, daß das Reimelz sagt, daß Gott der Herr auch die Heuchlers nicht gemacht hat; „Denn, sagte sie so, ich habe die meisten Worte mit *Domine*, wenn wir die Kirchbeamten bey uns haben, und Bruder Kibhnert dann ein so langes Gebet herdröhnt, als wenn er dazu gemiethet wäre, und das liebe Essen kalt und steif und mantschig wird. Nee, Tanteleeb, ich halte viel von kurz und gut; mein Gebet muß nicht so lang seyn, als eine Seilerbahn.“ — Ja, Nichtchen, die liebe Madam Hestig weiß Ihnen die Schrise auf den Nagel, und bringt das so schmuck zu paß. Aberst es war als wenn die Franzosen

ins Land fallen thäten, als Dominé seine Stimme erhob und sagte: „Es schmerzt mich in meiner Seele, sagte er so, daß Sie, Madam, und Du vor allen, meine liebe Frau, den Geist der Unterscheidung nicht haben!“ — „Ja, ja, sagte Dominé's Frau, wir müssen nicht eben alle gleich reich noch gleich weise seyn. Und ich halte nicht sich das von Kritteln und Wortklauben und Federnlesen. Wenn es mich nur erbauet, so bin ich schon doppelt zufrieden. Prüfet alles, und das Gute behaltet, sagt Petrus . . . oder ob es Paulus sagt? Nu, das ist dasselbe. Sehn Sie, Madam, ich wollte was drum geben, sagte sie, daß Dominé nicht so kritisch wäre in allen Dingen; dadurch kömmt er immer an den Tanz, und in allerhand Hasen und Dehschen.“ — „Ja, (sagte ich da, und ich wischte mir die Augen aus), ich bin von das Reimels entsecklich erbauet.“ — „Und ich, sagte Dominé, sage, daß es nicht werth ist den Tag zu sehen, und daß der Verfasser ein Feind Gottes ist.“ Und da sprach er mit uns von Adam, und der Schlange, und einem Prüfungsgebot, und einem Bund der Werke; aberst um das allens zu verstehen, muß man selbst ein

Domine, oder zum wenigsten eine Domine'sfrau seyn; Nichtchen, das sind hohe Dinge! Einfältige Leute, so als mein Mann und ich, verstehen nicht kucks noch micks darvon. Und das Reimels das war Ihnen heil hübsch, und ich hätte wohl Lust es abzuschreiben, so hätte ich. Nu, ich bin nur von Herzen froh, daß ich im Guten so ein einfältiges Weib bin! Weise Leute sehen überall böß Wasser, und wenn ich von Grund der Seelen erbauet bin, so sitzen sie da und jaltorn über alle die Keheren!

Und wissen Sie, warum ich Ihnen dies schreibe? Weil gemunkelt wird, daß Desse das Dingschen gemacht hat. Domine's speyt Feuer und Flammen, und ist nicht zu beschwichtigen. Ja, Feuer und Flammen speyet er, sage ich Ihnen nochmal. Und wenn nu Wilhelm heut oder morgen einmal nicht fortstudirt, so giebt's der Hundehaare noch mehr zwischen der Familie. Ja, es ist wohl absolut von Ihrem Bruder, denn die gewisse Madmesell, von welcher Domine's das Reimels hat, ist eine Herzensfreundinn von Hedchen Renard, und Domine's wird mit Hedchen ein Wörtchen darüber sprechen, daß sie das Herz hat, dergleichen Keheren zu lesen;

denn wenn es auf den Glauben ankömmt, so schon Domine das Kind in Mutterleibe nicht. Und dafür sind ja auch die Domine's, um unser einem auf den Glauben zu passen; anders brauchten wir sie ja nicht, will ich sagen.

Es sollte mir abscheulich krappiren, wenn Wilhelm nu um so einen Quark von Heimels nicht selig werden sollte! Kuck, dar würde ich Zeter über schreyen, und mir nu und nimmer nicht zufrieden geben können! Ach, lieben Kinder und Menschen, wenn es bey dem allen so genau darauf ankömmt, so wird die Hölle noch viel zu klein seyn, denn Vergebung haben wir alle miteinander brodtnöthig, der Beste wie der Schlechteste, sollts auch nur für einen Wisch von Karmena seyn! Hör, wissen Sie was, Nichte? ich sage immer, es ist ein Glück, daß unser lieber Herr da droben viel guter ist als wir! Wilhelm wird wohl See halten, hoff ich.

Aberst wie geht und wie steht es mit Ihrer Marriahsche? Ich sehe nu wohl von hinten, daß unser Junge Ihnen nicht beschieden war, und dann können Sie Ihn auch nicht nehmen, das spricht für sich. Und so denk ich, daß es mit Dresse Nyzig noch wohl so was gehn wird.

Grüßen Sie Vater und Mutter, und so sagen Sie mich doch, ob Wilhelm das Reimels gemacht hat, ich kann dafür nicht in meiner Haut dauern.

Zwanzigster Brief.

Wilhelm Leebend an die Pastorinn
Hestig.

Der Antheil, den Sie die Güte haben an mir zu nehmen, rührt mich ungemeln, und ich sage Ihnen für die Beweise desselben, die mir Ihre Zuschrift giebt, den verbindlichsten Dank. Aber Madame, wie kann ich mich für den Verfasser eines Gedichtes erklären, welches Sie mir nicht näher bezeichnen? Mamsell Renard liest sehr viel, und ich sehe nicht ein, was zwischen der Lektüre dieses jungen Frauenzimmers, und der Vermuthung, daß ein Gedicht, welches Domine Hestig bey einer ihrer Freundinnen fand, von mir herrühren müsse, für ein Zusammenhang

seyen mag? So viel kann ich versichern, Madame, daß ich nie eine Zeile schrieb, unter die ich Bedenken tragen dürfte, meinen Namen zu setzen, oder deren sich ein redlicher Forscher in Religionsachen schämen müßte.

Ob Herr Hefstig genug vermöge, um mich, im Fall Seine Hochehrwürden das gut fände, an der Fortsetzung meiner Studien zu hindern, daran zweifle ich von ganzem Herzen; aber daß Seine Hochehrwürden der Mann seyn dürften, der mir den Eintritt ins Lehramt erschweren könnte, das ist bey mir sehr entschieden. In dessen, wofern es wahr ist, daß unser Beruf von Gott kömmt: so besorge ich nicht, daß ich amtslos bleiben werde. Für Mamsell Roulin habe ich alle die Hochachtung und Liebe, deren sie so würdig ist. Verlassen Sie sich übrigens auf meine Verschwiegenheit, und glauben Sie, daß ich sey u. s. w.

Ein und zwanzigster Brief.

Wilhelm Leebend an Hedchen Menard.

Ganz ist es nicht meine Schuld, daß ich Ihnen mit einem Briefe beschwerlich falle. Lesen Sie, im Vertrauen, den Einschluß und meine Verantwortung desselben, die Sie sodann an ihre Adresse befördern werden. Was für ein Verträtsch ist das über ein gewisses Gedicht? Sollte es nicht das nehmliche seyn, wovon ich Ihnen, wie ich neuerlich zu Amsterdam war, auf Ihr Verlangen eine Abschrift gab?

Nochmals danke ich Ihnen, meine liebe Freundin, für jede frohe Minute, und für das Vertrauen, welches Sie in Hinsicht auf die Bewerbung des Herrn Everards gegen mich äusserten. Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück zu dieser Partie. Ich erinnere mich seiner noch sehr lebhaft von meinen jüngern Jahren her, wo ich ihn sehr oft in Ihrem Hause sah. Sie werden an ihm einen sehr braven und guten Mann bekommen; und wer verdient

wohl mehr einen solchen Mann, als meine
 liebenswürdige Freundin? Werden Sie dann
 (zwar die Frage kommt ein wenig früh!) nicht
 zu Rotterdam wohnen? Dieser Umstand inters-
 essirt mich. Sie werden dann Gelegenheit fin-
 den, mit Herrn Helder und seiner Familie um-
 zugehen. Madame Helder ist, auch für junge
 Leute, eine vortreffliche Frau, und ich glaube
 versichern zu dürfen, daß Mamsell Stienchen
 Ihnen gefallen wird. Sollte Ihr künftiger
 Gatte mein Freund nicht werden, so würde
 mich das sehr betrüben; man kann nicht vor-
 bereiteter seyn, ihn hochzuschätzen, als ich es
 bin. — Beste Renard, wie fliegt die Zeit!
 Erinnern Sie sich noch, daß ich ein kleiner loser
 Junge war, und daß Sie, schon ein ganzes
 Mamsellchen, allemal meine Partie nahmen,
 wenn es für mich einen etwas harten Stand
 setzte? O, das waren liebe Tage! Eben so war
 es damals auch mit Mamsell Helder. Wenn
 die Damen älter werden, dann wird der Um-
 gang so feyerlich! — Doch mit Ihnen ist auch
 das noch ein wenig anders; nicht wahr, meine
 beste Liebe?

Meine Absicht ist vor wie nach, Theologie

zu studiren, wiewohl für mich immer noch so etwas Unannehmliches darin liegt. Durch jenes Gedicht wollte ich mir selber für den slavischen Zwang, in welchem ich seit dem Tode meines Vaters erzogen bin, einige Genugthuung geben. Meine theure Mutter ist bis zur Aengstlichkeit orthodox, und ich wurde mit einer großen Menge mir unerträglicher Begriffe überhäuft. Mich dünkte, hiedurch würde die Beschämung einigermaßen geschwächt, daß ich nun wegen der Wahl meines künftigen Standes für einen innigen Jüngling genommen werden dürfte, der wohl die Sucht haben könnte seine Lenden zu umgürten, und um Lebens und Wohlsseyns halber hinzugehen und Gefühle fortzupflanzen, die mit dem gesunden Menschenverstande im ewigen Strette liegen. Diese Vorstellung ist über allen Ausdruck demüthigend für mich. Ich freue mich indessen, daß wahre Religion und das richtig erklärte evangelische System es mir zur Pflicht machen werden, mich allen schwärmerischen, allen harten und bitteren Gefühlen aus allen Kräften zu widersehen. — Sie sehen es diesem Briefe wohl an, daß ich das stärkste Vertrauen in Ihre Verschwiegenheit setze.

Meine liebe Mamsell Roulin war etwas unpäßlich; ich hoffe, sie wird hergestellt seyn. Wie sehnlich wünsch ich zuweilen, meine theure Liebe, daß Sie Mamsell Roulin kennen mögten! Wie groß würde Ihre gegenseitige Neigung zu einander, Welch ein Glück würde eine vertrauliche Freundschaft für Sie beyde seyn!

Meine Zufriedenheit über die Verbindung meiner Schwester mit dem Herrn Ryzig nimmt mit jedem Tage zu. Er muß, unter uns gesagt, ein ganzer Mann seyn, um sich an ein so muthwilliges Mädchen wagen zu dürfen. Wir sind jetzt, sie und ich, die besten Freunde. — Ich schreibe Ihnen diesen Brief aus * * *, und erhalte alle an mich einlaufenden Briefe durch meinen Freund Helder, an den sie zur Beförderung gesandt werden. Ich umarme Sie, u. s. w.

Zwei und zwanzigster Brief.

Der Hochwürdigste Herr Johann Wilhelm
Hestig an den Herrn Professor
Maatig.

Wenn Ew. Hochwürden das eingeschloßne Gedicht gelesen haben werden, dann frage ich mit den entarteten Söhnen des frommen Erzvaters Jacob: Bestiehe, ob dieses Deines Sohnes Rock sey? nachdem sie Joseph, das Vorbild Christi, verkauft hatten, gleichwie Christus nach der Hand von seinen Brüdern im Fleische verkauft wurde; — nachdem sie sein buntes Kleid durch das Blut eines getödteten Thieres gezogen hatten. Bestiehe doch, sprachen sie, ob dieses Deines Sohnes Rock sey? Die nehmliche Frage lasse ich auch an Ew. Hochwürden ergehen. Ist dies Ihres Sohnes Rock? — Sehen, ja, sehen Sie dann, wie elend und jämmerlich er gezogen und geschleppt sey durch das schensliche Blut alter und neuer Kegereyen, die schon durch heiligen Eifer aus der Arche der wahren Kirche verjagt

sind! Rufen Sie nun ohne Bedenken mit dem wehklagenden Jacob: Ein wildes Thier hat ihn gefressen! Und wer ist dieses wilde Thier? Zuverlässig der Dästerling, der Höllebrand Gambres!

Ich bin, wiewohl nicht ohne Mühe, dahinter gekommen, daß dies Stück gewiß und wahrhaftig von Ihrem geliebten Jünger sey. Und als ich die junge Demoiselle darüber bestrafte, äufferte sie, daß Herr Leevend gewiß keine Schwürigkeit machen werde, nöthigen Falles für sein Gedicht zu stehen. So schleicht der brüllende Unglaube umher, und sucht welchen er verschlinge! Diese meine geistliche Tochter weiß nicht mehr, mit Mäßigung weise zu seyn!

Keine Strophe, kein Vers, ja, kein Wörtlein ist in diesem Gedichte, aus welchem nicht Keßereyen, ja, Aberglaube, ja sogar Unglaube hervorgiengen. Lesen Sie diesen Aufsatz, und sagen Sie dann von Ihrem Studenten mit der weinenden Maria: Sie haben meinen Herrn weggenommen! Hörten Sie je von einem solchen kalten, durren Systeme, als in diesem Gedichte gelehret wird? Kann das anders seyn, da es bloß von der kalten Hand



der erstarrten, nicht durch die pflegenden Strahlen der Sonne der Gerechtigkeit die am Niderländischen Kirchenhimmel glänzt, erwärmt und beseelten menschlichen Vernunft geschrieben ist? Kann ein System, das nicht auf den Eckstein Christi gebauet ist, Bestigkeit haben? Spräche er in den beyden ersten Strophen bloß von Snadelosen, von Unwiedergerbohrnen, z. B. von Arianern, Socinianern, Arminianern, Mennonisten u. s. w. dann hätte er mit Fug und Recht sagen können, daß es besser für sie wäre, im Nichts geblieben zu seyn; denn wer begriffe wohl nicht, daß es besser ist, gar nicht, als ewig verdammt zu seyn?

„Als in die Welt gesetzt, und bloß nur Mensch zu seyn?“

(Hier würde ich lieber lesen: und thierisch Mensch zu seyn.) Aber von Jehova's Lieb, und Günstlingen so was zu sagen! — Das ist himmelschreyende Gottlosigkeit! Das schreyet um Rache! — Die Frage: „Warum die Allmacht doch den Menschen ins Daseyn gerufen habe?“ ist die Frage der vermessenen und mehr als heidnischen Unwissenheit. Hier hast

Du, ruchloser und verworfener Jüngling, die Antwort! Lies, und zittere!

„Gott schuf den Menschen, um seine Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zu offenbaren; seine Barmherzigkeit beweiset er durch das Seligmachen der Auserwählten um Jesu willen; seine Gerechtigkeit an den zur Unehre und zum Verderben zugerichteten Gefäßen.“

Der erste und letzte Vers der dritten Strophe macht die ganze Strophe zu einem atheistischen Wischmasch. „Des Menschen Seele, sagt er, scheine von etwas Bösen durchdrungen.“ — Im Stande der Natur scheint das nicht bloß so, sondern es ist in der That so. In uns, sagt der große Kreuzapostel Paulus, in uns wohnt nichts Gutes. Aber was hat dieser leidige Poet mit einem Paulus zu schaffen? Plato, Socrates, Aurelius, das sind seine Evangelisten und Apostel! von diesen läßt er sich die gute Botschaft zum Guten verständigen. — „Der Mensch, sagt er weiter, wird von seinem Schicksale getrieben;“ — Ey, wie schön! (Der Mensch ist eine bloß passive Maschine) aber warum nicht: von Gott

getrieben? klarer Deismus! Durch Gott bestimmt, würde noch besser seyn. Salomo, das Orakel der Halbschriften, würde ihn das gelehrt haben: „Des Königs Herz ist in der Hand des Herrn u. s. w. Das Loos wird geworfen in den Schooß, aber es fällt wie der Herr will.“ — Aber Ihr begünstigter Jünger will lieber die Gottheit aus der Welt bannen, und das blinde Schicksal auf den Thron setzen. — Wollen Sie Arminianische Selbstgerechtigkeit und Pharisäischen Hochmuth, so lesen Sie die vierte Strophe. Wie nun? ein verderbter, der Wollust geweihter Lebend sollte fragen dürfen: „ob wohl in seiner Seele auch nur ein einziger Zug anzutreffen sey, der auf des Nächsten Schmerz, Schaden oder Verdruß zielt?“ Gleichwohl ist er schände genug um sprechen zu dürfen: „Ich habe mein Herz gesäubert, und bin rein von meinen Sünden.“ — Und wessen tugendhaftes Herz muß er denn verwunden? etwa das Herz des Jambres? O gäbe doch Gott, daß es verwundet wäre! — oder das Herz eines in so weit tugendhaften jungen Frauenzimmers? Dies ist eine Nebensache, die ich nicht untersuchen will. Aber warum

m u ß er verwunden? Wer zwingt ihn? Ohne Zweifel das Schicksal? — Fürwahr, die Vertheidiger des blinden Schicksals sind mir auch die rechten Leute, die die Lehrer der orthodoxen Kirche beschuldigen dürfen, daß sie Gott zum Urheber des Bösen machen! Was thun denn sie? —

Mit der fünften Strophe schöpft sich Hoffnung, daß der Dichter Zions zwischen der unwiderstehbaren Gnade und der alles hinreißenden verderbten Vernunft ringt. Die sechste Strophe spricht die Sprache Hiob's; aber die siebente zeigt, daß nicht das Herz, sondern bloß die Sprache geändert, — daß es Unvermögen, aber nicht Mangel an Willen ist, länger mit dem Allmächtigen zu hadern. Er verschmähet die Gnade. Er sagt, sein Freund bringe ihn in dieses Labyrinth von Verwirrung. Trotz seines Herzens ruft er aus, daß seine Seele ohne Gott so übel daran ist, als die Welt ohne Sonne. — Was thut er nun? Hält er sich fest an diesen Gott, gleichwie Jacob an den Engel als er sprach: Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn? Nicht doch, er öffnet sein Ohr dem Teufel, dem Menschenmörder, der alten

Schlange. Aber, wer haberte je mit Gott, und hatte Frieden? So verkehrt ein Gnadenloser alles zu seinem ewigen Verderben. Von Zweifeln geht er über zur fleischlichen Sicherheit. Da er glaubt, daß Gott Alles gemacht habe, so schmeichelt er sich, daß es mit ihm schon gut genug stehe; weil kein Gottesleugner fragt, warum hat Gott alles so gemacht? Gerade als ob es besser wäre, den Schöpfer zu tadeln, als ihn zu verleugnen! So fängt Gott die Menschen in ihrer eigenen Arglist!

Nun geht er weiter und ersinnet eine Menge von Schwürigkeiten, worauf er endlich sagt, daß Gott die Menschen nicht so gemacht habe. Hier wäre denn der rechte Punkt gewesen, dem Ursprunge des Uebels nachzuforschen, die heilige Schrift zu Rathe zu ziehen: im Paradiese in die Schule zu gehen und zu lernen, wie alle Schuld auf den ersten Menschen fällt; denn durch Einen Menschen ist gekommen die Sünde in die Welt, und in ihm haben wir alle gesündigt; — ferner, wie die Erde, das ist: der Grund und Boden unsers bösen und verfluchten

Herzens, Dornen und Disteln hervorbringen muß, als eine Folge des Fluches des Gesezges bers. Dann müßte er gesprochen haben von dem Sündenfalle, der Erbsünde, der Schlange, dem Baume des Erkenntnisses, von Eva, vom Apfelbisse, von der Mitte des Gartens u. s. w. Dies hätte ihn auf den zweyten Adam geführt. Ja, dann würde er, gleich einem unserer werthen Brüder, (dessen Konterfey selbst Gefahr lief, uns von den Engeln entführt, und im Himmel aufgehangen zu werden, wosern anders Herr Boet Glauben verdient), dann würde er, sage ich, sein Gedicht dem dreieinigen Gott haben dediciren können. Dann hätte er Gethsemane seine Kunst geweiht, und Golgatha wäre sein Helikon. Dann hätte er

Die Lyr an des Heilands bittrem Leiden
Und Jesu keuscher Lieb' auf immer mögen weiden.

Dann hätte er der Kirchbraut können vorsingen, und würde sich dadurch schon jetzt seines Amtes würdig gezeigt haben. Aber nein! er verläßt den Quell des lebendigen Wassers, die Bibel, und gräbt ihm selber Brunnen die kein Wasser geben. Solch ein Brunn ist die verdorbene

Wernunft; solch ein Brunn ist die ungeheiligte Wernunft; solch ein Brunn ist die thörichte Philosophie eines Leibnitz, eines Wolff; solche Brunnen sind die Predigten eines Blair, die moralischen Romane, die Bücher eines Hübner, Jerusalem, Niemeyer; solche Brunnen sind besonders die Schriften des Foster, Berkley, Craig, Eberhard. O, das sind verfaulte, gerissene Tröge, die kein Tröpflein Wassers des Lebens enthalten!

Und o des Greuels! solch ein Mensch der Sünde wagt es noch zu beten! Wen betet er an? den unbekanntten Gott! Er hat keinen Glauben, und was nicht aus dem Glauben kömmt, das ist Sünde. So verlangten die Juden ein Zeichen: so wollte der reiche Mann in der Hölle, daß Vater Abraham jemanden an seine Brüder senden mögte. Aber was war die Antwort? Sie haben Mosen und die Propheten! Und giebt es denn heut zu Tage unter uns nicht eben auch fromme und getreue Knechte?

Kurz und gut, das ganze Gedicht ist eine heidnische Schreiberey, in welcher nichts von dem Gotte des alten Bundes zu finden ist. Der

Ernst, womit es als mit einem Firnisse überstrichen ist, macht dies Gedicht noch um desto gefährlicher; ja, seelenschädlicher als die Duhlgesänge einer Sappho und die Trinklieder eines Anakreon's in aller ihrer Leichtfertigkeit.

Was ich vorher sah, und wovor ich Sie auch brüderlich warnte, das ist eingetroffen. Wilhelm Leevend ist durch seine eigene Vernunft gefangen. Freygeisterey, der Söde unserer Zeit, umnebelt seine Sinnen. Er ist der Wahrheit ungehorsam, und der Ungerechtigkeit gehorsam geworden. Sein Licht ist Finsterniß; Christus ist ihm kein nütze geworden. Wohl aufdann, mein werthester Mitbruder in Christo, ich beschwöre Sie, diesen Sauerteig aus Ihrer Mitte hinweg zu schaffen. Hierzu fodert Sie Ihr heiliges Amt auf. Sorgen Sie so für die jungen Nasen der Gottes, daß nicht alles gesäuert werde! Lassen Sie sich doch nicht durch seine sogenannte gute Aufführung täuschen! Keine heidnischen Tugenden von Edelmut und Milde thätigkeit! Das sind die Tugenden, die auffer Gott und Christus, — die ein unflätiges Kleid

sind! Hätte er Glauben wie ein Senfkorn, er würde Gebürge von Schwürigkeiten versetzen können, aber auch so viel hat er nicht.

Wollen Sie sich demnach bey den Frommen im Lande nicht verdächtig machen, wollen Sie nicht mit einem v a n d e r M a r k verstoßen werden, wollen Sie der Landesuniversität vorstehen: so werfen Sie Leevend aus Ihrer Synagoge. Es ist nicht recht, daß er länger das Brod der Kindlein nehme. Mag er bey seinen Freunden studiren, bey Arminianern und Menonisten; die haben ja auch ihre Professoren. Die draußen sind wird Gott richten. Halten Sie es also ernstlich mit der guten Sache, so stoßen Sie ihn aus! stoßen Sie ihn hinaus aus Ihrer Mitte, wosern Sie anders wollen, daß ich fortfahren soll mich zu nennen

Ihren

Bruder in Christo und Freund

J. W. Hestig.

So hat Gott den Menschen nicht
gemacht.

Eine Betrachtung *)

(In dem vorhergehenden Briefe eingeschlossen.)

„Was ist der Mensch? ein ohnmächtiger Wurm!
Was ist die Welt? eine Wildniß voller Weh-
klage! Was ist das Leben? größtentheils ein
Gewebe von Widerwärtigkeiten! — Ach! viel-
leicht wäre es besser, im Schooße des Nichts
geblieben, als auf diese Erde gesetzt und nur
Mensch zu seyn.“

„O wer vermag, alles Elend aufzuzählen,
unter dem vom Schöpfungstage an die Erde
seufzte! alle die Martern, die den Sterblichen

*) Ich bin überhaupt nicht der Meinung, daß Verse
nur in Verse übersetzt werden müssen; noch mehr
ich glaube, daß mancher Aufsatz gar nicht in abge-
zählten Sylben und Reimen geschrieben seyn müßte,
besonders wenn er nichts Poetisches hat, als Syl-
benmaß und Reim. M.

begleiten, die ihn überall und unablässig foltern! — Warum mag die Allmacht doch den Menschen ins Daseyn gerufen haben?“

„Die Seele des Menschen scheint von etwas Bösen durchdrungen zu seyn. Seine Freyheit? — ach, wie eng ist die begrenzt! Es ist Eitelkeit, sich frey zu wähnen; der Mensch fühlt sich gezwungen. Trotz allem, was Dichter je von dieser Freyheit sangen, wird — Erörthe, Hochmuth! — wird der Mensch von seinem Schicksale gelenkt.“

„Findet sich wohl in meiner Seele der allermindeste Hang, dem Nächsten Schmerz, Schaden oder Verdruß zu erwecken? Du weißt es, allwissender Herzenskundiger! — Und dennoch muß ich ein Herz voll Tugend verwunden! ich muß Thränenströme auspressen! . . . Ach! warum ist das so?“

„Wie? Ich frage nach dem Warum? — Darf ich mich wohl vermessen, förmlich mit der Gottheit zu rechten? Sollte ich auf einmal mich so vergessen, mit Gott zu hadern? — Nicht weiter, armer Sterblicher!“

„In welcher eine Nacht von dicken Finsternissen hat, ach! mein Freund mich schon geführt!

In Dämmerung . . . Was sag ich! — in blinder Ahnung stehe ich, der Verzweiflung nahe! ich darf kein Urtheil mehr wagen! Wie öde, wie düster, wie gelähmt ist meine Seele!"

„In dieser Lage vermag ichs länger nicht auszuhalten. Ungewißheit ist mir ein zu schweres Loos! Regieren Liebe und Macht diese Welt nicht, o, dann wünsche ich, daß dieser Augenblick der letzte meines Lebens sey! Was sonder Sonne die Erde ist, das bin ich sonder Gott.“

„O Heterkeit, Du lächelst nicht mehr aus meinem Auge! ich habe aufgehört Dein Günstling zu seyn. Die Freude, die Zufriedenheit fliehen immer ferner und ferner; mein Herz ist voll; ich mögte weinen und kann nicht. Woher, o Gott, woher kömmt diese peinliche Veränderung?

„Die Frage giebt Erleichterung. Wozu dies bange Quälen? Fragt der wohl jemais so, der seinen Gott verleugnet? Wenn auch Unwissenheit sich zum Zweifelmuthe neigen mögte, die Seele scheint doch mit Gewißheit anzunehmen: Es ist ein Gott, o Mensch, der Alles geschaffen hat!“

„Es ist ein Gott, der Alles ins Daseyn rief. Wie? auch den Menschen? mit allem dem moralischen Uebel das wir sehen, und wovon so viel geschrieben ist? — Wie? auch den Menschen, — das Wesen unter allen, vor dem man sich am meisten fürchten muß? der entweder das verächtliche Ziel, oder das Werkzeug des Hasses ist?“

„Auch den Tyrannen, den der Ruf der Nation oder die Geburt auf den Thron setzten? der, durch Rachgier oder Vermessenheit getrieben, frevelnd mit dem Leben seiner Unterthanen spielt, die Menschlichkeit entehrt, und der Tugend sein Reich versperrt?“

„Auch die Neronen, die sich durch Greuelthaten verewigten? Auch einen Marius, dessen Auge von Mordlust flammt? Einen Philipp, den seine schändlichen Sitten zum Scheusal machen? Einen Philipp, der selbst der Natur aufs Herz zu treten wagte? — Nein, wahrlich! so hat Gott den Menschen nicht gemacht!“

„Den Geizhals, der seine gestohlenen Schätze Tag und Nacht darwend und fastend bewacht, die gierige Hand nach mehrerem aus-

streckt, und nie aufhört, sich tödtlich abzuquälen? — Nein, wahrlich, nein! so hat Gott den Menschen nicht gemacht.“

„Den Neid? — brachte auch den die Hand Gottes hervor? War Gott es, der dem Menschen dies abgezehrte Gesicht, diese Leichenfarbe, die düren Hände, dies heimtückische Auge, diese abgekniirschten Zähne, dies abscheuliche Inbaslächeln gab?“

„Kömmt sie von Gott, jene höllische Freude, die in dem Unglück des Nächsten Wonne findet? Kömmt es von Gott, jenes bittere Mißvergnügen, jene Unruhe, jenes nagende Gefühl bey der Zufriedenheit und dem Glücke Andrer? — Nein, wahrlich! so hat Gott den Menschen nicht gemacht!“

„Und Ihr, abscheulichste unter den Nichtswürdigen, sagt mir, Akerredner, verworfne Lasterzungen, sagt mir, ist es Gott, dem Ihr eaer schädliches Talent zu danken habt? Ihr, deren Herz der Bosheit huldigte, ihr Zwischenträger, die ihr den Zwist vervielfältigt und den Haß verewigt? Und Ihr, die ihr der arglosen Unschuld Schlingen legt?“

„Ihr, die ihr alles belauert um alles zu begeistern, das brennende, auf Kundschaft ausgehende Auge, das lauschende Ohr, welches das Lauschen zu fliehen scheint, die Leidenschaften, die in euerem Matternbusen fieden, alles das habt ihr nicht von Gott! So machte er den Menschen nicht.“

„Ihr Unzüchtigen, dürst ihr euch Gottes Werk nennen? War es Gott, der euch diesen frechen, diesen bühelnden Blick in das Auge legte? Habt ihr von ihm dies üppige, dies träge Ansehen? Die Kränke womit ihr eure Thaten erst ausführt, dann verkleistert? die glatte Zunge, die euch immer zu Diensten steht?“

„Die ihr in thierischen Genüssen euere höchste Wollust findet, kamt ihr als rohes Vieh aus der Hand des Schöpfers, ihr, denen es unmöglich ist, euere Leidenschaften zu bezähmen, weil ihr selbst euch die Macht dazu benahmt? Nein, Gott hat sicherlich den Menschen nicht so gemacht.“

„Und Du, dem die Vernunft eine Last ist, Sklave der Unmäßigkeit und der Schwelgerey, dein thränendes Auge, deinen taumelnden Schritt, dein aufgedünnes Ansehen, deine abgestumpften

Nerven, deine abgenutzten Glieder, deine lassende Zunge, o Trunkenbold, verdankst du die dem Schöpfer?"

„Abscheuliches Thier! nein! alle diese Dinge, die träge Blut die in deinem Auge flackert, dein kahler Scheitel, dein küpfriges Gesicht, alles das verkündigt von Sklaven der Böllerey; aber Gott, Gott hat keinesweges den Menschen so gemacht.“

„O Zorniger, als Gott dich schuf, setzte er da deine grimmigen Augen, dein wildes wüthiges Gesicht, dein Ohr das keine Vorstellungen erträgt, in diesen Zustand? raubte Er deiner stotternden Zunge das Sprachvermögen?"

„War Deine Ruhe schon von der Zeit an verloren? war dein Gefühl schon damals so thöricht- leicht empört? war deine Leidenschaft schon damals so fürchterlich entbrannt, und dein Blut bereits in der entsetzlichen Wallung? — Nein! wahrlich, nein! so hat Gott den Menschen nicht gemacht.“

„Kamst du so rauh, so unfreundlich aus der Hand Gottes, Gefühlloser, den nichts zu rühren vermag, der niemals noch die Stimme der Freundschaft vernahm, der Thränen fließen

sieht ohne bewegt zu werden, der der Menschlichkeit spottet und sie für Schwachheit hält?"

„Vand Gottes Hand dir die Larve vor, hinter welcher du, Heuchler, dich versteckst? Gab er dir diese scheinbar sitzamen Augen, diese ehrwürdige Mine, welche die Einfalt täuscht und sie um ihre Ehrfurcht betrügt?"

„Ist er es, der dir diesen abgemessenen, frömmelnden Gang verlieh? Richtete er deine Zunge bloß zur Verleumdung, zu murmelnden Gebeten, zum Splitterrichten, zur Verlästerung der guten Sitten des Nächsten zu? — Nein, wahrlich! so hat Gott den Menschen nicht gemacht.“

„War es denn der Mensch selbst, der seinen eignen, jetzt so oft vergebens mit dem Laster kämpfenden Willen verderbte? Hat jegliche Leidenschaft jetzt bereits mehrere Kraft gewonnen? Kränkelt seine Vernunft, — ist sie schon halb abgestorben? Ist denn seine Kraft zum Guten ganz gelähmt?"

„Warum dem Sterblichen eine Macht verleihen, die der Macht des Himmels Widerstand bieten kann? Um dem göttlichen Willen widerstreben zu können, um nach seinen Lüsten, nach

seinen Leidenschaften zu leben, um der Oberherrschafft seines Gottes zu entfliehen?"

„Warum den Leidenschaften nicht die Kräfte benommen, und der Vernunft desto mehr Macht zugelegt? Dann hätte der Mensch vor wenigeren Uebeln zu zittern! dann würde die Macht der Vernunft die Wuth der Leidenschaften bändigen können! — Ach, dies Warum bleibt immer der große schwürige Punkt!“

„Bezeugst Du Dich, o Gott, als Schöpfer aller Dinge, ach, hast Du mich in Sünden zum Daseyn gerufen, so erlöse meinen Geist von seinen Zweifeln, die meine Ruhe verdringen, meine Bärksamkeit hemmen, und das Vertrauen auf Deine Huld bereits hinweggestürmt haben!“

„Ein Wink von Dir kann meinem Geiste das große Warum enthüllen, nach welchem er sich so heftig sehnt: was für Heil die Tugend aus Schmach und Elend ziehen, wie Leidenschaften uns zum Vortheil gereichen können! Denn Du, o Gott, Du hast den Menschen nicht so gemacht!“

Drei und zwanzigster Brief.

Wilhelm Leebend an Paul Helber.

Wie angenehm, mein Theuerster, ist eine Zusammenkunft zwischen Freunden, die einander zärtlich lieben. Ich drückte Dich an mein Herz, und jedes einigermaßen geschwächte Gefühl flammte hell wieder empor; und Du, liebster Helber, nie freutest Du Dich so lebhaft über meinen Besuch! — Könnte ich vielleicht Deinem Mitleid etwas zu verdanken haben? — Und solltest Du mich auch stolz nennen, so sagte ich dennoch, daß mich das verdrießen würde. Meine Eigensliebe hat das Bedauern nicht gern. — Vielleicht ist das eine Spitzfindigkeit? Nu, dann bedenk, daß ich jetzt mir den Kopf viel mit Metaphysik zerbreche. Ist das nicht eine gute Entschuldigung?

Kein Mitleid, mein Freund! Sag nur stets, daß Du mich lieber zum Schwager haben möchtest, als selbst den Oberstwachmeister Beldeenaar; mehr verlange ich nicht. Dabey bleib

nur! — Freylich wohl, Mamsell Helder wird an dem Major einen vortrefflichen Gatten haben, der ihren Werth kennt, der sie zärtlich liebt; das ist ja gut und wohl . . . Ach Freund! was hilft einem vernünftigen Liebenden das Affektiren? Mein Herz schlägt von der stärksten Liebe; von einer Liebe, die mich so gewaltig angreift, daß meine starke Konstitution dadurch leidet. Du kennst mich; Du ist das kein Räthsel. Und ich hätte bleiben sollen? . . . Ich hätte mit der Auserwählten meines fast broschenden Herzens in diesen herrlichen Sommerabenden durch schattige Alleen, im Mondenscheine, der das Herz noch zärtlicher stimmt, spazieren sollen? . . . Helder, ist Dein Herz denn ein Eislumpen?

Als ich sie wieder sah — ich mußte mich an Deinen Hals hängen; es war nicht alles Freundschaft für Dich, mein Freund! Mache ich nicht eine alberne Figur? Wie peinlich ist es, in einer Gesellschaft neben jemanden zu Tische sitzen müssen, vor dem man sich verbergen muß! Und dann das ewige antworten müssen auf tausend unbedeutende Fragen! Prügelein hätte ich Dich mögen! so lieb Du mir bist, um

Deines verwünschten Fragens, und Fragens, und Fragens! Weich ein elender Wicht bist Du doch! Ja, noch jetzt bin ich Dir böse! — Gültiger Gott! kann man wohl, wenn man von einem einzigen Gegenstande ganz erfüllt ist, auf tausenderley Kleinigkeiten, die auf ihn ganz keine Beziehung haben, antworten? Im Gegentheil, was sich auf ihn beziehet, das ist alles von Belang, so geringfügig es scheinen mag. Denkst Du z. B. daß es mir gleichgültig sey, ob Stienchen eine gris-de-lin, oder eine strohfarbene Bandschleife am Busen habe? Nein gewiß, darüber kann ich wohl stundenlang philosophiren; und warum? weil eigentlich doch sie der Gegenstand ist. Wie schlecht mag es mir geglückt seyn, eine Ruhe zu affectiren, die ich nicht mehr kenne! Aus der Lektion, die Madame Helder mir gab, indem sie mich Creme von Pfirsichen unterscheidet lehrte, schon aus der würde ich abnehmen, daß ich dummes Zeug gemacht habe. — Doch Du bist ein sich immer so gleicher, so vernünftiger junger Mann, daß Du mich vielleicht nicht verstehst. Werde ich Dir begreiflich machen können, daß eine linde Berührung ihrer Hand mich zu stark erschütterte, als daß mir dieser

Zufall einige angenehme Empfindung hätte verursachen können? Der kühlen Vernunft unterthan wir Du das albern, — romanhaft nennen. — Im Vorbeygehen, und dies fällt mir hier nicht zur Unzeit ein: Man ist so rasch mit der Bemerkung bey der Hand: Das ist nicht natürlich! Das ist romanhaft! Aber um gründlich beurtheilen zu können, was in der schönen Natur bleibt, und was Romanhaft ist, wird eine gewisse Proportion zwischen dem gesunden Verstande und einem sehr gefühlvollen Herzen erfordert, die denn aber nicht so allenthalben angetroffen wird; vielleicht ist dies wohl die Triebfeder, der wir die einzelnen großen Genies zu danken haben. Râsonnir so lange Du willst, so viel bleibt immer Himmelst, daß man von Leidenschaften, die man nicht sehr vollkommen kennt, sich unmöglich die richtige Idee bilden kann; und eben deswegen spricht man von solchen Gefühlen, die man nicht aus eigener Erfahrung kennt, allemal wie der Blindgebohrne von der Farbe. Du, mein Freund, lebst allerdings weit leichter vergnügt als ich: aber, trifft mich jemals das Loos, glücklich zu seyn, so wiegt dafür ein einziger Augenblick mei-

nes Genusses. Deine ganze Reihe vergnügter Jahre vollkommen auf.

Wie sah ich sie so schön! Kein Wunder, bey ihrem stilsam, achtlosen Anzuge! aber das ist gerade der Probirstein der weiblichen Schönheit. Unfern häßlichen reichen Mädchen halte ich es allensfalls zu Gute, wenn sie sich aufpuken; (wiewohl es immer eine sehr mißverständene Politik bleibet); aber was gehen eine Felder die abentheuerlichen Erfindungen der Mode an? Wozu nützen ihr die greslen Farben der Bänder, die wilden Federbüsche, die windigen Bouffanten und Trompeusen? . . . Mache ich Dir nicht schreckliche Langeweile? Nu, das sey Deine Büchtigung dafür, daß Du mich so oft aus meinen angenehmen Träumen herauschnattertest. Nur Ein Wort noch, und dann von andern Dingen. Deine Mutter (Hör, ich kann es nicht ausdrücken, wie sehr ich die Frau liebe!) erwähnte auch des Oberstwachtmeysters Weldenaar, und ich äusserte viel Freude über sein Avancement. Er hat sehr viel Antheil an ihrer Achtung. Mein Herz schlägt froher, wenn ich sehe daß einem Manne von Verdienst Gerechtigkeit widerfähret; ich muß doch noch ein ziemlich

guter Junge seyn, weil mich das sogar in diesem Falle keine Ueberwindung kostet, da es einen Mann gilt, der mir den größten Schatz rauben wird. — „Ist das wohl mehr als billig?“ — Billig? Ey, guter Freund, seit wann wäre Billigkeit denn wohl die Haupttugend der Liebenden?

Laß mich nur noch ein einziges Wörtchen über Sttchen sagen, liebster Paulus! Sollte denn alle Hoffnung für mich verlohren seyn? Dein Vater war viel zu höflich! Mich, einen so jungen, noch so unbedeutenden Menschen immer mein werthester Herr Lebend zu nennen! Das drückte mich sehr; und um sein selbst willen mag man denn eben nicht nach den Ursachen so großer Merkmale von (Quasi-) Achtung forschen; es scheinen Bagatellen . . . Aber nein! Herr Helder ist nicht zu meinem Vortheile eingewonnen. Die Achtung eines solchen Mannes ist mir sehr theuer, und ich bin überzeugt, daß ich mich ihrer würdig zu machen suche; aber wer ist gleichwohl vor solchen Gerüchten sicher, die uns in der Achtung anderer (vor allen, wenn sie nicht untersuchen,) schaden können? — Sollte der scharfsinnige Mann auch muthmaßen,

daß ich seine Tochter liebe? Erzeigt er mir die Ehre zu glauben, daß ich heute oder morgen seiner Tochter nicht gleichgültig bleiben könnte, und komme ich bey ihm zu wenig in Betracht, als daß er das gutheissen sollte? Ist auch er so ganz für den Major Weldenaar, — weil er, der seine Tochter so zärtlich liebt, so väterlich leitet, etwa vorher sieht, daß sie mit diesem Manne so glücklich seyn wird, als der Zustand der Dinge es hier verstatet? Antworte mir doch hierauf! Willst Du?

Ernen hat etwas wider Deinen Freund; was? Das kann ich nicht errathen. Ursache zum Mißvergnügen kann ich ihr unmöglich geben; eher würde ich mit der ganzen Welt an einander gerathen können, ehe ich ihr das mindeste Mißvergnügen verursachen mögte. O, sie hätte nicht nöthig gehabt, so imposant zu seyn, um mich ganz zu zerschmettern! Auf mein Wort, ich würde den Abstand eben so genau beobachtet haben! Mein Glück hat schon genug verlohren; die allerunbedeutendste Freyheit die ich mir mit ihr erlaubte, würde mich von Sinnen bringen! Das weiß sie wohl nicht, ich aber fühle es. Hör, lieber Freund, ein Mann, der Muth be-

sigt, und einseht, was für ihn zu thun ist, kann seine Leidenschaften wohl bekämpfen, aber er kann nie einen Bund mit ihnen machen; sobald sie ihn irgends zum Handeln zu bringen wissen, ist der Zügel aus seiner Hand. Deswegen will ich sie meiden, sie, die mich — ich weiß es selbst nicht — unglücklich macht? Das eben nicht; aber die mir Wünsche eingeflößt hat, die sie nie erfüllen wird . . . Wünsche, die bereits Bedürfnisse geworden sind.

Ich mußte die Feder niederlegen, so wahr ist der letzte Absatz! Ich gieng hinaus ins freye Feld um wieder zu Athem zu kommen. Jetzt setze ich meinen langen Brief fort.

Ich schreibe dies nahe bey dem schönen Dorfe, in welchem Deine Geliebte wohnt. (Von dieser lieben Person werde ich gleich mit Dir reden.) Wir machen unsere kleine Reise zu Pferde. Dieser Ort ist so schön, daß ich bereits zwey Tage in der Gegend umher reite, und nun abermals hier übernachtete. Ich kann, so scharf ich auch in die Ferne sehe, Weelenhof nicht entdecken, und doch weiß ich genau, in welcher Richtung es

von hieraus liegt . . . Es muß, (hätte ich das doch früher bedacht!) freylich befremdend scheinen, mich hier so herumkreuzen zu sehen: aber ich bin von dem Behagen, mich hier zu befinden, hingerissen, — bezaubert. Mein Freund Jambres ist so ganz in seine hohen metaphysischen Spekulationen vertieft, daß ich eben so ungestört gehe und mich im Denken verliere, als ob ich ganz allein wäre. Dichter und Liebende sind die wahren Freunde der Einsamkeit und des abgesonderten Landlebens; sie sind sich selber genug. Alle Werke des Genies und alle großen Leidenschaften sind wir der Absonderung schuldig. Da wird die Aufmerksamkeit durch nichts zerstreuet, da vertheilt nichts unsere Sehnsucht; und zu welcher Höhe können wir es dann nicht bringen! Wie groß muß dann nicht das Vermögen seyn, das uns beseelt und in Thätigkeit setzt! Eine große Leidenschaft giebt allemal eine gewisse Anlage zu jener süßen Melancholie, die dem fröhlichsten Menschen nicht so uneigen ist, als man bey dem ersten Blicke glaubt. Die Schwermuth, von der ich rede, hat ihren Grund nicht in jener schlaffen, spannungslosen, monotonischen Gleichgültigkeit, wohl

aber, und wohl allein, in einer völligen Erschöpfung der animalischen Geister. Alles hat seine bestimmte Höhe; überspannt man die, so sinkt die Seele um desto merkbarer, und mit einem peinlichen Stöße, unter ihren eignen Ruhepunkt. Das matte Auge vermag nicht aufzublicken; unsere Empfindungen wirren sich unordentlich untereinander und concentriren sich in eine; alles ist ganz vor uns. Zambres ist weit mehr schwermüthig aus Temperament, als vielleicht durch unangenehme Eindrücke von aussen. Aber Dein Wilhelm wird aus dem fröhlichsten, aufgewecktesten Burschen, ein langweiliges, nicht halb so gefallendes Geschöpf, als vormals. Ich habe so viel damit zu thun, meine Wünsche, meine Sehnsucht nach dem Besitze eines Schazes, der nie der meinige seyn wird, zu bezähmen, daß mich das weit stärker angreift, als wenn ich den ganzen geschlagenen Tag hindurch mit Anstrengung studire. — — Aber gewiß verlangt Dich, von andern Dingen zu hören? Laß mich denn einmal versuchen, ob ich die alltägliche Menschensprache reden kann!

Am Morgen nach meinem Besuche bey Euch, gieng ich nach der Pfarre. Da ich mich erins

nerte, von Jacobinen gehört zu haben, daß das Frühaufstehen eine Sitte ihres Hauses sey, so hielt ich acht Uhr für keine unschickliche Stunde zu einem Besuche bey einer ordentlich eingerichteten Familie auf dem Lande. Zettchen erkannte mich sogleich, slog in meine geöffneten Arme, und führte mich an ihrem lieben Händchen nach dem Pfarrhause. Meine Freude, Jacobinen wiederzusehen, riß mich zu einer Vertraulichkeit fort, die ihre Gutherzigkeit allein zu Gute zu halten weiß: ich küßte sie wahrlich mit Entzücken. Madame Weldenaar ist es werth, die Mutter eines solchen Mädchens zu seyn. Aber wie griff es mir ans Herz, eine Frau in ihren Jahren, umringt von so jungen Kindern, und dabey so verfallen, so entkräftet, so — wie soll ich es nennen? — so ausgelebt zu sehen! Sie war bereits angekleidet; ein Zeichen, daß sie den Muth nicht aufgibt. O, das that mir so wohl! Es ist auch ein Zeichen, daß man keine Besorgnisse erregen will. Ich konnte kein Auge von dieser interessanten Frau verwenden. Sie bemerkte das, und wie Jacobine einmal hinausgieng, sprach sie mit sanftem Lächeln: „Ja, lieber Herr Leevend, ich bin nicht gar zu

wohl daran; doch ist es nicht so arg als vor
etlichen Monaten. Ich lasse den Muth nicht
sinken; denn ich leugne es nicht, wenn es Gott
gefiele, wünschte ich hier wohl noch ein wenig
zu bleiben. — Sehen Sie diese Kleinen!“ —
Ich konnte nichts antworten, aber ich nahm
mir die Freyheit, ihr ehrerbietig die Hand zu
drücken. Endlich sagte ich — — Mein, ich
weiß es selber nicht mehr; so viel merkte ich,
daß sie nicht unzufrieden damit war, denn sie
erwiederte: „Jacobine hat Ihnen weiter nichts
als Gerechtigkeit widerfahren lassen.“ — Herr
Weldenaar kam mit Jacobinen in das Gartens-
haus, wo ein Frühstück für mich bereit stand.
Nie bin ich irgendwo mit so wahrer Höflichkeit,
mit so ungekünstelter Herzlichkeit empfangen
worden. Ich blieb bis gegen Abend, nachdem
man meinen Freund hatte holen lassen. Ich
zweifle, ob die Nachrichten, die Domine Wel-
denaar von ihm haben mag, sehr günstig sind,
und ob ich ganz ledig dabey ausgehe? Der ehre-
würdige Mann gab sich viel mit mir ab, —
mehr als ein so junger Mensch, wie ich ver-
dient; und wiewohl er zu viel Lebensart besitzt,
als daß er sich unbescheidene Fragen erlauben

sollte, so wußte er mich doch zu sehr vielen Antworten zu bringen. Er erkundigte sich nach dem Professor Maatig, und schien bey der Gelegenheit zu denken: Leevend muß doch wohl keiner von den Ärgsten seyn, weil er bey diesem Manne in Gunst steht.

(Das Uebrige dieses Briefes enthält nichts, was der Leser nicht bereits aus dem vorhergehenden 13ten Briefe Jacobinens an ihre Freundin Helder wüßte.)

Vier und zwanzigster Brief.

Wilhelm Leevend an Charlotte
Roulin.

Finden Sie nicht, meine allertheuerste Freundin, daß ich die Erlaubniß, die Sie mir gaben, ein wenig früh benutze? Was soll ich zu meiner Entschuldigung sagen? ich bin so sehr daran gewöhnt, mich mit Ihnen zu unterhalten, daß ich mir diese Entbehrung, so viel nur möglich ist, zu ersetzen suchen muß. Uebersetzen

Sie es mir also immer einigermaßen, wenn ich früher schreibe, als Sie es vielleicht erwarten. Bey meiner Abreise waren Sie nicht ganz wohl; ich schmeichle mir, daß Sie jetzt besser sind. Unter allen meinen Wünschen ist dieser der heißeste.

Ich habe auf Beekenhof einen Besuch abgelegt, und brachte den folgenden Tag äußerst angenehm im Hause des Dominé Weldenaar zu. Sie haben mich, glaube ich, mehrmals von der Tochter dieses würdigen Mannes reden hören. — Ich weiß aus Erfahrung, daß alles was Sie betrifft, mir wichtig ist, und daß Sie ebensfalls an dem was mich angeht, so geringfügig es an sich seyn mag, freundschaftlich Antheil nehmen. Ich bitte Sie demnach eben so umständlich zu seyn, doch mit Rücksicht auf Ihre Geschäfte, und vor allem auf Ihre Gesundheit.

Jetzt befinde ich mich in der angenehmsten Gegend des Gelderlandes. O, wenn ich Ihnen alle Abend erzählen könnte, nicht nur was, sondern wie ich sah: so würde alles noch weit

mehr Interesse für mich haben! So oft mich eine malerische Aussicht, ein Strom der sich durch fette Fluren krümmt, ein krystallener Bach der spiegelhell über glatte Kieselchen hinhurmelt, eine Landschaft voller lieblichen, mit Korn und Gebüsch bedeckten Hügel überrascht, ruf ich aus: Das müßte mein Lottchen sehen!

Hier auf dem Lande herrscht eine kunstlose Gastfreyheit, wovon man in dem reichen Holland fast keinen Begriff hat. Wie würde es meinem Lottchen hier gefallen, ihr, die so ganz dazu gemacht ist, die Freuden der Natur zu finden und zu genießen! Wie günstig ist dieser ruhige, einsame Meyerhof, wo ich heute mein Nachtquartier hatte, der angenehmen stillen, gewissermaßen melancholischen Stimmung meiner Seele, die mir allmählich so natürlich wird! — Wir Menschen, meine Beste, sind nicht alle gleich aufgelegt, durch das was uns umgiebt sehr gerührt zu werden. Mein Freund durchreitet die herrlichsten Gegenden ohne darauf Acht zu geben, seine Seele ist anderweitig beschäftigt. Ich lasse mein Pferd beständig im Schritt gehen, um ja alles mit langsamer Ge-

naurigkeit vollständig zu sehen und zu genießen. Dann stielge ich einmal ab, eine schöne Staude, eine mir unbekante Pflanze, eine neue Blume näher zu betrachten. Gestern noch hielt mich eine Nachtigall über eine halbe Stunde auf dem nämlichen Flecke; mein Pferd scharrte und nagte ungeduldig am Gebiß; aber hätte das Vögelchen nur noch länger gesungen, so würde es mich auch noch länger festgehalten haben. Und was macht, hör ich Sie fragen, unterdessen Ihr Freund? — O, der hat kaum so viel Freiheit des Geistes, sich über mein Zaudern zu wundern; wenigstens hat er mich noch nie gefragt: Wo bleiben Sie doch so lange?

Ich weiß, meine Liebe, daß Sie keine vortheilhafte Meynung von ihm haben. Er ist gleichwohl ein braver, sehr unterrichteter Mann, der, wenn ich ihn zum Reden bringe, meinem Geiste einen Schatz von Ideen aufschließt. Meine Freundschaft für ihn ist folglich von einer ganz andern Art, als die, welche ich für meinen Helden fühle. Was an ihn mich hält ist eine Huldigung die ich seinem Verstande bringe, ein Trieb viel zu wissen. In meiner Freundschaft für ihn

ihn ist nichts von jener gegenseitigen Uebereinstimmung, die man die Seele der Freundschaft nennen möchte. Ich nehme aufrichtig Antheil an ihm, und bestrebe mich ihm alle möglichen Dienste zu leisten; aber er hat auch wieder nichts von dem Schwachen, das uns bewegt uns nach einem Freunde umzusehen. Bey allen braven Leuten ist aber auch dieses Schwache keinesweges; nehmen Sie, zum Exempel, Ihre Freundin Belcour.

Welche reichhaltige Freudenquellen gewährt echte Freundschaft zwischen tugendhaften, gefühlvollen, recht für einander geschaffenen Herzen! Mein Helder und mein Lottchen überzeugen mich täglich von dieser Wahrheit. Wie dankbar bin ich für das unschätzbare Geschenk, das Gott mir in Ihnen beyden gab! O meine Allertheuerste, es giebt Gefühle, die man schlechterdings nur dem zärtlichliebenden Freunde vertrauen kann. Ihre Freundschaft ist mir demnach nothwendig, und doch liebe ich meinen Freund Helder mehr als jemals. Leute hingegen, denen alles nach Wunsch geht, oder die nicht stark empfinden, mithin leicht zu befriedi-

gen sind, können hundert Jahr alt werden, ohne je an einen Freund gedacht zu haben; ihre Begriffe gehen nicht über gute Bekannte hinaus. Mein Herz fodert einen Freund, — oder eine Freundin; denn Freundschaft kennt kein Geschlecht; sobald dieses in Betracht kommt, ist sie keine Freundschaft mehr. Das hindert nicht, daß ich für mein Vottchen nicht tausend kleine Aufmerksamkeiten hätte, die ich in Beziehung auf Helder weder beobachten mögte noch könnte, oder daß ich meinem Vottchen nicht tausend kleine Thorheiten und Schwachheiten vertrauen sollte, die ich vor Helder sorgfältig verhehlen würde. Männer von Erziehung begegnen Ihrem Geschlechte allemal mit einer gewissen Artigkeit, und die Freundschaft ist zuverlässig weder sählig noch verpflichtet von diesem Gesetze abzuweichen. Auch liegt etwas so Sanftes, so Mildes, so Gefälliges in dem zarten weiblichen Charakter, das uns den Muth giebt, unser ganzes Herz, so wie es denn auch ist, vor unserer Freundin auszuschütten. Wir werden nicht durch eine Superiorität verwundet, die man uns stillschweigend fühlen läßt, wir fühlen uns bloß getrieben in ihre lebenswürdigen Fuß-

tapfen zu treten, und schätzen uns glücklich daß
sie unser Herz leiten und bessern will. Lieben
Sie demnach Ihren Freund wie er Sie liebt.
Theuer sind Sie meinem Herzen, denn ich bin

Ihr

treuester Freund

Leevend.

Fünf und zwanzigster Brief.

Paul Felder an Wilhelm Leevend.

Ich will Dich aber nun bedauern! Frisch, mein bester Freund! werde einmal wacker böß! Doch ich kenne die Art meines Leevends; das Bößwerden auf seinen Freund wird, ehe man eine Hand umwendet, in Dankbarkeit übergehen. Aus eigener Erfahrung kenne ich die Verwüstungen nicht, die von sehr heftigen Leidenschaften angerichtet werden; ich schließe bloß vom Kleineren aufs Größere. Richtet Eine Unze Schießpulver so viel Unsug an, was wird nicht ein Centner thun? — Ich begreife, daß der viel leiden muß, der durch seine Begierden gepölnigt wird. — Was tausend, Wilhelm! ist die zufällige Vertraulichkeit des Umgangs mit der, die Du liebst, Dir unerträglich als ihre Gleichgültigkeit? Nein, das geht über meinen Horizont hinaus! — —

Wie linksich Du mich doch beurtheilst! Während ich mich zermartre, ihm sein Geheimniß

Bewahren zu helfen, während ich Blut schwitze, ihn aus der auffallenden Abwesenheit des Geistes zu ziehen, erklärt mich Meister Wilhelm Leevend für einen Narren der mich prügeln mögte, weil ich in meiner Einfalt tausend nichtsbedeutende Fragen an ihn ergehen lasse! — Freund! Freund!

Stienchen — nun, Du hast ihren Beyfall nicht. Traun! ihr Urtheil ist nicht ganz unbefangen. Ja, Weldenaar wird sie wohl davon tragen. Ich denke indessen, daß er wohl Oberst seyn wird, bevor sein glücklicher Tag anbricht. Ein neuer Bewerber, Herr Renting, dürfte ihm wohl keinen Eintrag thun. Ich liebe Dich so sehr, daß ich es selbst Dir nicht bergen kann, daß ich Dich für sie wählen würde, wenn die Wahl bey mir stände. Bey Mutter bleibst Du Wilhelm, das ist mir deutlich. Sie hält noch eben so viel von Dir, und ich versichre Dich, daß Dein Glück und Dein gutes Betragen sehr bey ihr in Betracht kommen. Daß mein Vater wider Dich eingenommen sey, läßt sich nicht bezweifeln. Er ließ sich in Beziehung auf Lottchen ein Wörtchen gegen mich entschlüpfen, aber so von weiten, so dunkel, daß ich nichts dars

auf antworten konnte. Du hast Feinde unter denen die mir Dir studiren, sey auf Deiner Hut! Ich glaube, mein Vater macht sich von Deiner Freundschaft mit einem so liebenswürdigen Mädchen keine vortheilhafte Idee. Ich, der die geheime Geschichte Deines Herzens weiß, sehe kein Mißtrauen in Dich; aber mein Vater ist nicht im Stande, die Sache aus dem nämlichen Gesichtspunkte anzusehen. Er ist, in Absicht des Aeusseren, was wir einen Mann von der großen Welt nennen. Er kennt die Welt wie sie ist, und weiß daß Schwachheit und Unbedachtsamkeit mehr Unordnung anrichten, als ein oberflächlicher Beobachter vermuthen sollte. Er weiß daß viele Galanterie nennen, was bey ihm für Sittenlosigkeit gilt. Seine Zuneigung zu Weldenaar ruht auf den beyden besten Grundpfeilern der Tugend und der Religion. Niemand übertrifft meinen Vater an Verachtung dessen, was man heutiges Tages die Religion eines ehrlichen Mannes nennt. Er wird Stienchen, die er wie seinen Augapfel liebt, eben so wenig einem Manne von lockeren Grundsätzen, als einem Burschen von schlechten Sitten geben. So ernstlich und gewissenhaft aber

er der Tugend ergeben ist, so glaubt er doch:
 „ein jugendlicher Fehlerthum, zu dem man durch
 „sein Temperament verleitet wird, sey verzeih-
 „licher, als unbesonnenes Zweifeln an solchen
 „Dingen, die uns, zur Ausübung, deutlich
 „genug sind. Er behauptet daß Irreligion ih-
 „rer Natur nach zu schlechten Sitten führe;
 „daß einem Manne ohne Religion, d. i. einem
 „der die gesetzgebende Macht eines obersten Be-
 „sens leugnet, wäre er gleich so eingezogen und
 „sittsam in seinem Wandel wie Spinoza selbst,
 „nicht zu trauen sey. Ein solcher erkennt sich
 „durch keine Gesetze zum Heile der Gesellschaft
 „verpflichtet; sein Vortheil ist sein einziges Ge-
 „seß. Ich bin mehrmals betrogen, sagte er:
 „aber kein Freigeist kann sich beruhmen, daß
 „Heldes je so dumme gewesen wäre als man es
 „seyn muß, um ihm Gelegenheit zu geben uns
 „seiner Nothwendigkeit aufzuopfern.“

Du sagst mir kein Wort von den Silhouet-
 ten. Mutter und Stieffen bewunderten die
 sprechende Ähnlichkeit. So wie meine Schwe-
 ster den Brief ihrer Freundin öffnete, rief sie:
 „O sehen Sie! Jacobinens Silhouette! Der
 „Umriss ist zum Erstaunen akkurat! Das ist-

„ganz das liebe interessante Gesichtchen!“ und sie drückte den Schattenciß an ihre Lippen. Keine Einfassung würde ihr zu kostbar seyn, aber sie trägt ihn in ihrem Taschenbuche. Sag mir, Du Schwärmer in der Liebe, liegt darin nicht wieder etwas Schmeichelhaftes für Dich? Zuverlässig wird sie ihn oft betrachten, und muß sie dann nicht nothwendig an den kunstreichen Verfertiger denken? —

Deine Delicatesse in Hinsicht auf Lottchen finde ich sehr billig. Mich dünkt selber, daß du sie ihr und ihrer Freundin schuldig seyst. Bester Wilhelm, was Du denn auch denken magst, laß die Gesetze der Ehre nie aus den Augen! Vergiß doch nie, was Du diesem theueren Mädchen und Dir selber schuldig bist!
 Brause nicht auf! Ich sehe kein Mißtrauen in Dich; aber Du bist zwanzig Jahr, Du bist wie Du bist, und es ist eine Lottie, die Dich, auf Deine Weise, liebt. Freylich liebst Du Stienchen; aber was für eine Stütze giebt das Deiner Jugend, da Du nicht die mindeste Hoffnung zu ihrem Besitze hast? — —

Stienchen erwähnt Deiner so wenig, als mein Vater. Mutter hörte die Stelle Deines

Briefes, in welcher von der liebenswürdigen Madame Beldenaar die Rede ist, mit ausserordentlichem Vergnügen. Wahrlich, meine Mutter interessirest Du; — vielleicht bloß um Deiner Mutter willen.

Ich liebe Mamsell Beldenaar, aber noch weiß sie es nicht. Es kann immer seyn, daß Du nichts davon begriffst, aber ich finde ein so sanftes Vergnügen darin sie zu lieben, daß ich mich der Gefahr einer unglünstigen Antwort nicht auszusetzen wage. Das würde meine Ruhe stören, denn ich muß befürchten, daß für mich nichts als Achtung vorhanden ist, und das ist mir nicht hinreichend. Der Oberste van Syt sama liebt sie, wie ich höre. Zudem habe ich die Absicht, meine Reise durch Frankreich, die Schweiz und Italien anzutreten, — nicht mit einem gelehrten Manne, sondern mit meines Vaters ehemaligem Kammerdiener, der mit ihm die nehmliche Reise machte, und durch meines Vaters Edelmutz schon längst nicht mehr dient. Ich bin nicht Willens mich zu übereilen, ich denke nicht bloß Gemäide, Stiftungen, Kirchen und Paläste zu sehen, sondern auch den Sitten, Gewohnheiten, Gesetzen, auch der

Naturgeschichte dieser Länder, wenigstens oberflächlich, nachzugehen. In der Schweiz hoff ich mich am längsten aufzuhalten. Das Reisesjournal meines Vaters ist für mich unschätzbar. Es kann mir an den besten Adressen nicht fehlen; der Sohn dieses geachteten Mannes, das ist ein Titel, der mir die angesehensten Häuser öffnen wird. Mögt ich Dich zum Reisegefährten haben!

Lebe wohl! Stets wirst Du in Deinem Helden Deinen getreuesten Freund finden.

Sechs und zwanzigster Brief.

Lottchen Roulin an Wilhelm Leebend.

Ich sehe, mein werther Freund, Sie halten Wort; aber zweifel ich denn daran? Zweifel? Wie? und ich betrachte Sie als meinen besten Freund? Würde ich in einem Umstande der mir so nahe am Herzen liegt, mich haben täuschen können? Denn wie unwürdig wäre es gewesen, wenn Sie gesagt hätten: Lottchen, ich bin Ihr Freund! ohne es aufrichtig zu meinen! — Wenn Sie Lottchen nun schon für andre liebe Freunde, z. B. für den Herrn Helder, vergessen hätten! — Nun schon, sagte ich, und welch eine lange Zeit sind Sie nicht schon abwesend! Eben das bemerkt mein Bruder. Aber Ihnen muß die Zeit wohl nicht so schrecklich lang werden. Ihr sehr gut geschriebener Brief, beweiset mir auch, daß Sie wohl sehr glücklich sind; Sie genießen einer bewundernswürdigen Freyheit des Geistes; Sie sehen, Sie genießen so alles! Glücklich!

Ach, das ist der glühendste Wunsch meiner Freundschaft! Er wird mir gewähret werden; und dann ist alles wohl.

Ich befinde mich nicht ganz wie ich sollte; mein Geist ist so bewölkt, so düster: ich bin so matt. Vielleicht kommt das wieder von der unmäßigen Hitze. Auf empfindliche schwächliche Personen hat die Atmosphäre einen sehr starken Einfluß; das ist nicht zu leugnen. Ich liebe meinen Freund wie er mich liebt; aber schreiben? das kann ich nicht. Was hätten Sie auch jetzt von meinen Briefen? ich lasse mir selber nicht Gnüge; immer muß ich von vorn wieder anfangen, wieder abschreiben, und das ermüdet mich zu sehr. Meine Freundin ist einige Tage bey mir gewesen. Sie empfiehlt sich Ihnen. Können Sie wohl nicht zwey Freunde haben, Helbern und Lotchen? Ich habe nur Einen Freund, kann nur Einen haben..... Leben Sie wohl! Ich bin

Ihre Freundin

L. R.

Amélie Belcour an Wilhelm Seebend.

Kann ich Ihnen meine Erkenntlichkeit für Ihre ausführliche und vertrauliche Zuschrift wohl besser darthun, als wenn ich Ihrem Beispiele folge? Halten Sie es mir zu gute, ich muß es wiederholen: meine Freundin hätte Sie nie müssen kennen lernen. Dies ist kein Vorwurf den ich Ihnen mache; so albern bin ich nicht. Wie traurig ist es, daß unser Schicksal so durch Umstände geleitet wird, die wir nicht wählten, in die wir hineingezogen werden!.... Hierüber verliere ich mich oftmals im Denken, während meine Vernunft schaudert und unschlüssig steht, — wenigstens bis die Religion sich bemühet mich aufzurichten, und mich auf die Zukunft verweist. Ihr Brief hat mich gerührt; tiefer gerührt als Sie mir vielleicht zutrauen. Inniges Mitleid mit meiner Freundin, die sicherlich diesseits des Grabes nicht mehr glücklich seyn kann, Mißvergnügen ohne bestimmten Gegenstand, und der thörichte Wunsch daß Sie meine Freundin so glücklich mögten machen können als Lottchen Sie machen würde, wech-

selten bey dem Lesen Ihrer Zuschrift mit einander. Seyn sie ruhig! meinen Beyfall haben sie behalten, und um desto mehr, wenn ich Ihren Charakter, Ihr Alter, Ihre schwierige Lage in Erwägung ziehe; und das muß ich ja thun, wenn ich Sie richtig beurtheilen will.

Nach Ihrer Abreise erhielt ich einen Brief von ihr, der mich vollends überzeugte, daß sie eben so krank am Herzen ist, als am Körper. Ach, ich kenne sie durch und durch! von ihrer zartesten Kindheit an beobachtete ich sie mit der aufmerksamsten Liebe; Alles, Alles ist mir klar! Ihr Herz und ihre Vernunft kämpfen einen harten Kampf mit einander! Die liebenswürdigste Simplizität und der reizendste sich selbst irreführende Verstand. . . Denn noch jetzt sieht sie nicht ein daß sie liebt, leugnet es rund ab, und beweiset mir aus allen Kräften, daß ich ihr Unrecht thue! Sie strengt sich so an, dieses darzuthun, daß ich diese Seite nie wieder berühren werde; es hilft ja doch nichts! und nun doch Einmal keine Hülfe mehr ist, liegen mehr Vortheile, die

Sie selbst schon entdecken werden, darin, daß ich ihr diesen Punkt zugebe. Jetzt lesen Sie, wie ich meine arme Freundin gefunden habe.

Mein Besuch war ihr angenehmer als ich mir hatte schmeicheln dürfen; doch sie ist ein so edelmüthiges Mädchen! noch opfert sie Ihnen nicht Alles auf. Ihre Liebe zu Ihnen überwiegt zwar alle ihre andern Neigungen, aber sie löscht sie nicht aus, und die Sanftheit ihres schönen Naturells leidet unter den Beschwerden ihres tränkenden Zustandes gar nicht. Am Sonntag Morgen um zehn Uhr kam ich bey ihr an; ihr Bruder war in der Kirche. Sie führte mich in das Gartenhaus, wo ein offenes Buch in welchem sie gelesen haben mochte, neben einem Glase voll schöner Blumen lag. Hier umarmte sie mich nochmals, und versicherte, mein Besuch mache ihr um desto mehr Freude, je mehr er sie überrasche. Aber ihr ganzes Wesen schien zu fragen: Was mag dieser unerwartete Besuch auf sich haben? Nach den ersten Freundschaftsbezeugungen machte ich ihr die Bemerkung, daß ihr Aussehen

Unpäßlichkeit verrathe. Sie gestand, daß sie sich nicht ganz wohl befinde, und auf meine Frage, wie es mit der Eßlust und dem Schläfe stehe, erwiederte sie: ich wisse ja, daß sie an beyden nie viel zu thun pflege. Ihr Auge hieng indessen beständig an ihren Blumen. „Ein süperbes Bouquet!“ (sagte ich, und nahm das Glas, um es näher zu besehen. Sie nahm es mir aus der Hand, — liebes Mädchen! — als wollte sie sagen: „O! berühren Sie diese Blumen nicht! sie sind heilig! lassen Sie sie doch mir, mir ganz allein!“ — Ich überließ ihr sogleich das Glas; aber so behende sie es auch an ihr Herz drückte, so merkte ich es doch.) — „O, ein sehr schönes Bouquet!“ antwortete sie. — „Sind sie noch immer eine solche Blumenfreundinn?“ — „Ja wohl! und diese sind außerordentlich schön!“ sprach sie seufzend. — „Und Ihr Freund ist verreiset? Haben Sie schon Nachricht von ihm?“ — „Ja, er ist verreiset. Mich dünkt, ich schrieb es Ihnen. Nachricht habe ich noch nicht; das eilt ja auch nicht. Er besucht ja gegenwärtig andere Freunde, bey denen er gern ist. Vielleicht ist er jetzt wohl auf Zeelenhof.“ (Sie

wurde glühend roth.) — „Weckenhof? ist das das Landhaus seiner Mutter?“ — „Nein, es ist das Gut des Herrn Helder. Da besucht er andere Ferunde, als er hier hat.“ — „Necht! nun besinne ich mich. Helder, so heißt das junge Frauenzimmer, das man mir genannt hat.“ (Sie gerieth in Verwirrung.) — „Habe ich Ihnen denn nicht ebenfalls geschrieben daß er sie liebt? Ich weiß es aus seinem eigenen Munde.“ — „So? Dann müssen Sie seine sehr genaue Freundin seyn, denn, so viel ich weiß, macht er aus seiner Liebe das tiefste Geheimniß?“ — „Das bin ich auch; er vertraut mir alles.“ — „Findet mein Lottchen nicht etwas sehr Entzückendes in diesem Vertrauen?“ — „Etwas so Entzückendes, rief sie und drückte mir die Hand, daß ich weiter nichts bedarf um glücklich zu seyn. (Sie wurde viel lebhafter; ich ließ sie ausreden.) Ist es Ihnen denn nun nicht einleuchtend, daß ich bloß seine Freundin bin? Das wollten Sie ja immer nicht glauben! Alles kann ich . . . Denn Unmöglichkeiten muß man nicht verlangen! . . . Alles kann ich aufgeben, nur nicht sein Vertrauen! Ach, wenn ich das verlöhre, dann . . .

Doch das wird nie, gewiß nie geschehen. Sein Herz, meine Freundin, sein liebes redliches, gefühlvolles Herz ist alles was mir nöthig ist. Und wenn ich sein vollkommenes Vertrauen besitze, ist sein Herz dann nicht mein?" —
 „Allerdings! Nu, ich freue mich Lottchen, daß ich in Hinsicht auf Sie mich irrte. Für alles in der Welt hätte ich nicht Recht haben mögen!" —

Sie sah mich aufmerksam an, und es war nicht zu verkennen, wie sehr sie über die schnelle Veränderung meiner bisher geäußerten Meinung erstaunte. — „Kannten Sie nur meinen Freund, rief sie, wie ich ihn kenne!" —
 „Ich kenne ihn freilich nur wenig, aber ich weiß daß ich auf Lottchen Roulin bauen kann, die in einer so wichtigen Sache als die Wahl eines Freundes, keiner Unbedachtsamkeit fähig ist. Herr Leevend ist ein wahrer, liebenswürdiger Mann." (Dies war so nach ihrem Herzen gesprochen, daß sie mir nun sagte, von wem sie die Blumen habe.) — „O, sprach sie, jetzt sind Sie wieder meine liebe Freundin! Jetzt haben Sie mich nicht mehr in Verdacht, und nun kann ich wieder mit Ihnen sprechen. Ihr

Verdacht that mir so weh, daß ich vest entschlossen war, nie wieder mit Ihnen von ihm zu reden. Verliebt! — Nein, so weit ist es nicht gekommen. Zudem hat er selbst mir ja gesagt, daß er sie liebt. Sie ist sehr schön!“ — „Wie? kennen Sie die junge Person?“ — „Nein, aber er trägt ihren Schattenriß in seiner Brieftasche, nebst einem etwas zerknitterten seidenen Bande, — vielleicht einer Schleife, die sie getragen hat.“ (Sie veränderte die Farbe, und wurde leichenblaß.) — „Nun, Gottchen, das wird denn ein schönes Paar abgeben. Herr Leevend ist ein sehr hübscher Mann.“ — „Ist er das? Ich gebe auf dergleichen kaum Acht. In meinen Augen ist er, wie er seyn muß, und das beweist nichts.“ — „Und zudem, was hätte wohl der Freund mit dem schönen Manne gemein? — Es giebt auch wirklich viel hübschere Leute.“ — „Meynen Sie? Ich kenne keine. Gewiß, ich gab nie eigentlich Acht darauf. Nun wir doch davon sprechen, so dünkt mich, er ist hübscher geworden, und wird es mit jedem Tage mehr, seitdem er hier ist.“ — „Ist er nicht ein wenig hochfahrend? ein wenig stolz?“ — „Einige

behaupten es, aber ich finde 'es nicht." —

„Seinen Augen traue ich doch nicht so recht.“

— „Seinen Augen trauen sie nicht so recht?...

Belcour, und er hat ein so schönes, ein so herr-

liches Auge?" — (Das war ein Versuch von

meiner Seite, lieber Freund, um zu sehen ob

es nicht möglich sey, sie zu der Erkenntniß zu

bringen, daß sie sich selber täuscht.)

„Hörten Sie," fragte ich, „lange nichts

von Herrn Vernards?" — „Ach, ich hätte

ihm schon vor länger als vier Wochen auf ei-

nen Brief antworten sollen! Aber ich bin so

verlegen damit! Er liebt mich so aufrichtig!

Ich schätze ihn so hoch! Es wird mir schwer

ihn zu betrüben. (Sie seufzte.) Es muß,

glaube ich, sehr schmerzlich seyn, wenn man keine

Gegenliebe findet!" — „Werden Sie ihn denn

zum zweiten Mal abweisen?" — „Unfehlbar."

— „Und wollen nie heirathen?" — Nie-

mals!" (Dies Niemals sprach sie mit ei-

ner solchen Wahrheit in ihrem ganzen Wesen

aus, daß ich mehr als je von der Bestigkeit ih-

res Entschlusses überzeugt bin.) — Überlegen

Sie auch, liebes Mädchen, daß dieses eine

ganz ausnehmende Partie für Sie ist? Bes

denken Sie auch, daß Sie wenig Mittel haben? daß Sie tief unter Ihren vormaligen Stand herabgekommen sind, und daß Sie sich jetzt wieder in denselben versetzen können?" — „Und Sie, liebe Belcour, bedenken Sie wohl, daß ich zu redlich bin, um einem Manne, der mich zärtlich liebt, und dem ich mein Herz nicht geben kann, meine Hand zu geben? Bedenken Sie wohl, daß ich nie, weder zu diesem rechtschaffenen Manne, noch zum Ehestande, die mindeste Neigung hatte?" — „Haben Sie aber wohl das Mindeste gegen ihn? — Sicherlich nichts." — „Nun, wäre das wohl genug, mir eine glückliche Ehe versprechen zu dürfen?" — „Glaubt mein Vottchen denn im Ernst, daß dasjenige was man Liebe nennt, schlechterdings zu einer glücklichen Ehe nothwendig sey? Kind, das schmeckt ein bißchen nach Romantik! Glauben Sie mir, Vottchen, strenge Rechtschaffenheit, eine gewisse Gleichförmigkeit des Charakters, und Gutmüthigkeit sind sehr wohl vermögend ein paar Leute dauernd glücklich zu machen. Ich will nicht sagen, daß alle Mal Liebe hieraus entstehe: aber hieraus entspringt doch eine zärtliche, freundschaftliche, wohlwollende Anhäng-

lichkeit, die uns tüchtiger macht, dem doppelten großen Zwecke, nemlich dem häuslichen Glücke und der guten Erziehung der Kinder, zu entsprechen. Ueberlegen Sie das doch noch einmal mit reifem Ernste!" — „Ich weiß, liebe Velecour, daß ich im Raisonnement mit Ihnen nicht auskomme. Für Sie mag das immer so seyn können; für mich ist es nicht so. Es bleibt eine ewige Wahrheit, daß wir nicht alle auf einerley Weise glücklich seyn können. Die erneuerte Bewerbung des Herrn Bernard schmerzt mich, aber ich werde nie heirathen.“

Sie war wieder in einer solchen Bewegung daß ich für rathsam hielt, diesen Gegenstand aufzugeben; und das gieng von selbst, da gerade unser Koulin zu uns kam.

Ich prophezeihe nichts Gutes. Sie war die übrigen Tage so tief in Gedanken, sie sprach so außerordentlich wenig, und erwähnte Ihrer ganz nicht mehr. Ich fürcht, ich fürchte, ihre so äußerst zarte Konstitution wird diesen Seelenleiden unterliegen! — Ach! müßte ich nur nicht sagen: in kurzem unterliegen! — Herr Koulin spricht unaufhörlich von Ihnen, und das mit der offenen, gutherzigen

Miene, in der sein ganzes Herz sich schildert. Nie spricht er Ihren Namen aus, oder ich bemerke eine allgemeine Zuckung in Lottchens ganzem Nervensystem, wie wenn man einen gelinden Schlucken hat; zuweilen wird sie todtenbläß, ein andermal feuerroth; — ach! und selbst mein Mitleid muß ich verbergen.

Wie ich Abschied von ihr nahm, war sie weniger gerührt als jemals. Das unglückliche Mädchen sucht — was nur der Glückliche suchen muß, und der Leidende fliehen müßte, wenn heftige Leidenschaften uns Vernunft übrig lassen, — die Einsamkeit; durch alle ihre feine Lebensart, durch alle ihre Aufmerksamkeit, womit sie mich überhäufte, hindurch, nahm ich das sehr deutlich wahr. Ihren offenen Brief *) werde ich mit einer Oblate versiegelt durch die Post an Lottchen befördern. Kein Wörtchen, das ihrer Leidenschaft schmeicheln könnte; alles im sanften Tone zärtlicher Freundschaft. — Ich muß Sie hochachten. Welch ein Jammer, daß Lottchen durch Sie unglücklich wird,

*) den 24ten in dieser Abtheilung.

welch ein Schmerz ist das für Ihre wahre Freundin.

Amélie Belcour.

Acht und zwanzigster Brief.

Christine Selber an Jacobine Veldenaar.

Im Gelderschen Häuschen bey der Monagerie,
früh um 6 Uhr.

Welch ein herrlicher Morgen nach dem schweren Gewitterregen dieser Nacht! Ich stand sehr früh auf, um des schönen Schauspiels zu gedenken, die Sonne über die erquickten Fluren aufgehen zu sehen. O! wären Sie in diesem Augenblicke hier an meiner Seite in dem lieblichen kleinen Gelderschen Häuschen, welches Ihnen um seiner Simplizität, und der schönen Lage zwischen den dickbelaubten Ulmbäumen willen so lieb ist! — Sagen Sie was Sie wollen, Ihre Gegenwart ist unendlich mehr, als alle Ihre Briefe. Es ist wahrlich hart, Sie so nahe bei mir zu haben, und sie nicht zu sehen!

nicht jeden Gedanken, nicht jedes Gefühl mit Ihnen theilen, und an Ihrem freundschaftvollen Herzen vergessen zu können, daß es außerhalb Beckenhof noch eine Welt giebt, auf deren glänzenden Schauplätzen ihre junge Freundin nur zu oft eine sehr leere Rolle spielt!

Dank sey Ihnen indessen für Ihren lieben Brief, den die Silhouetten die ihn begleiten, noch schätzbbarer machen. Bald mögte ich Ihnen beystimmen, daß ein solcher Umriss einem Gemälde vorzuziehen ist. Freylich vermißt man besonders das Auge; und ein Auge, wenn es uns etwas zu sagen hat, besitzt doch eine so reiche, so deutliche Beredsamkeit! Indessen, Sie mögen Recht haben oder nicht, Mutter und ich sind dem Herrn Leevend sehr für seine Mühe verbunden.

Naul hat einen Brief von seinem Freunde, aus dem er uns aber nur sehr wenig vorlas. Gestern Abend kam hier unter seiner Adresse ein Brief an Herrn Leevend, dessen Aufschrift von einer sehr schönen Französischerhand war. Gestern früh war schon einer angelangt, ebenfalls von einer Damenhand, aber minder schön, minder regelmäßig. Mich dünkt, wenn ein

Frauenzimmer auch eine noch so schöne Hand schreibt, so ist doch immer ein gewisses Etwas in den Zügen das ich nicht näher bestimmen kann, wodurch sich ihr Geschlecht verräth. Ein Frauenzimmer schreibt zierlicher, und mehr wie gezeichnet, wenn sie eine hübsche Hand schreibt und nicht zu viel Ideen auszudrücken hat; ein Mann schreibt schöner, stolzer. Herr Leevend muß also unter unserm Geschlechte sehr gute Freundinnen haben.

Schien er nicht geneigt, von Mamsel Mouslin zu sprechen? . . . Von seinem besten Lottchen? Das ist nicht edelmüthig, nicht gerecht! Warum vermeidet er — wenigstens mit Ihnen — von einem Mädchen zu sprechen, welches er liebt, welches so viel Recht auf unsere Hochachtung hat, von so guter Familie, von so vorzüglichen Eigenschaften ist? Was mag er Ihnen haben sagen wollen? Das kann ich nicht errathen! — Nu, fürwahr! was habe ich denn auch daran zu rathen? Ist es doch nichts was mich angeht. Aber das kann ich nicht aus dem Kopfe tragen, bloß wegen des Auffallenden, daß er so verändert ist. Wodurch in aller Welt wird diese — Abwendung veranlaßt? Ste

können sich keine Idee von seinem Betragen machen! Er eilte daß er fortkam, und sah doch, wie gern Mama ihn hierbehalten hätte. . . . Ich bin ärgerlich über mich selbst, daß ich noch daran denke! und von nun an will ich auch nicht mehr daran denken; denn am Ende, was kümmert mich Herr Leevend und seine Launen? nicht wahr? Was sind wir glücklich, meine Jacobine, daß wir es unbeständigen Leuten nicht in ihre Macht stellen, uns unartig zu behandeln! O ja, ich sehe sehr gut, daß Sie Ihre Freude daran haben, mich ein wenig zu plagen, und stehe von Herzen zu Diensten. Ich lache — Sehen Sie, ich will offenherzig seyn! — Ich lache zwar nicht darüber, aber es befremdet mich selbst einigermaßen, daß ich nicht darüber lache. Ich bin, glaube ich, zu sehr — ja, wie soll ich es nennen? empfindlich? nein! — verwundert darüber. Gewiß, es ist doch ganz unbegreiflich von Wim! Er könnte wenigstens Mamsell Moulin wohl lieben, und sich selbst mehr gleich bleiben.

Mein Vater erwähnt seiner mit keinem Worte. Ich verstehe dieses Schweigen. Er spricht jetzt mit besonderer Achtung von dem

jungen Herrn Kenting, der unlängst von Reisen zurückgekommen ist. Ich kenne ihn sehr wenig, und habe mit seiner Schwester nicht viel Umgang. — Es kann seyn, daß er sich hier adressirt; geschieht das, so sollen Sie es wissen! ich hoffe es aber nicht, denn was fehlt meinem Glücke, als daß ich Sie so selten bey mir habe? — Wirklich, das Schreiben ist eine vortreffliche Erfindung; Ihr Freund Pope hat Recht; aber das hindert nicht, daß ich nicht weit lieber einen Tag, an dem Sie mir ganz gehören, mit Ihnen zu ringe, als den schönsten und längsten Ihrer Briefe empfangen. Ich umarme Sie u. s. w.

Neun und zwanzigster Brief.

Herr Jacob Bernards an Charlotte Roulin,

Noch Einmal muß ich die Feder nehmen, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe. Zwar mein ganzes Verragen setzt Ihnen das außer Zweifel, aber es liegt etwas so Angenehmes für mich in

der Wiederholung dieser Worte, daß ich noch, mehrmals sage: Theuerstes, vortreffliches Lottchen, ich liebe Sie!

Nie gaben Sie mir einige Hoffnung. Viel mehr bewog mich die Ueberzeugung, daß meine Wünsche und Absichten Ihnen meine Besuche unangenehm machten, diese Besuche einzustellen. Ich that noch mehr! ich gab mir alle Mühe Ihr lebenswürdiges Bild, Ihren noch lebenswürdigeren Charakter aus meinem Gedächtnisse zu vertilgen. Vergebens! Ich liebe Sie mehr als je! ich sehne mich mehr als je nach dem Glücke, Sie die Meinige nennen zu dürfen! Noch Einmal muß ich es versuchen, ob Sie meine Besuche mit meiner Absicht dulden können? denn so glühend mich verlangt Sie wieder zu sehen, so quäle ich Sie doch gewiß mit keinem Besuche und mit keinem Worte wieder, wenn Sie mir entscheidend sagen, daß meine Wünsche Ihnen durchaus unangenehm sind.

Zu meinem unaussprechlichem Schmerze erfahre ich von unster Belcour, daß ihre stets so zarte Gesundheit jetzt schwankender als jemals ist. Es ist unmöglich, die Besorgniß, die nagende Besorgniß, und den innigsten Kummer aus-

zudrücken, die mich seit dieser unglücklichen Nachricht verzehren. Ich beschwöre Sie, meine ewig Theuerste, erlauben Sie mir einen einzigen Besuch bey Ihnen — oder wollen Sie das nicht, bey Ihrem Herrn Bruder abzustatten; und muß das seyn, so unterwerfe ich mich der Bedingung, meiner Wünsche mit keiner Sylbe zu erwähnen. Erlauben Sie mir nur, Sie von Zeit zu Zeit sehen zu dürfen! Ach! Lottchen, bestes Lottchen! was waren das beneidenswerthe Tage, da ich des traulichsten Umgangs im Hause ihrer würdigen Mutter genoß! Sie wissen, daß sie mich nicht ungern zum Schwiegersohn angenommen haben würde... Ihre Freundin plaudert meine Sache; mein Freund Koulin interessirt sich für mich... Würden Sie etwas wagen, wenn Sie sich völlig meinem Schutze übergäben? — Vereintigt mein Herz denn nicht alle Gefühle des zärtlichsten Freundes mit den feurigsten Wünschen der Liebe? Liebstes, einziges Lottchen, wollen Sie mir es nicht gönnen, das Unrecht wieder zu vergüten, welches das Glück Ihnen zufügte? Und kann wohl der Mann, der ein so genauer Freund Ihrer Eltern war, den diese liebevollen Eltern mit ihrem Beyfalle



beehrten, kann dieser Mann Ihnen ewig gleichgültig bleiben? — — Und doch, wenn Ihr Herz sich nicht auf meine Seite neigt, was kann ich thun? — Mein eignes Herz ist ja in Hinsicht auf Sie mein Orakel, das ich höre! dem ich folge!

Ungern schließe ich. Es liegt so viel Trostreiches darin sich mit dem würdigen Gegenstande seiner Liebe zu unterhalten.

Dreyßigster Brief.

Kottchen Roulin an Herrn Bernhards!

Ich weiß daß Sie mich lieben. Ich kenne, und schätze mit ehrerbietiger Hochachtung die Güte Ihres redlichen Herzens und Ihren vorztrefflichen Charakter, aber es ist mir, gerade deswegen, um desto unmöglicher, Sie durch die allermindeste Hoffnung hinzuhalten. Vermögste ich, Ihre Gefühle zu erwiedern, — wäre ich wenigstens im Stande, aus Hochachtung, aus Freundschaft, aus Erkenntlichkeit ein Gebänd-

niß zu schließen: gewiß, dann sollte, was Sie ihr Glück nennen, keinem Zweifel unterworfen seyn; aber dazu bin ich so wenig im Stande, als geneigt. Sie verdienen eine weit bessere Gattinn, als ich es Ihnen seyn kann. Es hat mich immer tief geschmerzt, Ihnen nur Einen Augenblick Kummer machen zu müssen; ich schmeichelte mir, Zeit und Ueberlegung würden Sie dahin bringen, mich mit einer für Sie glücklichen Gleichgültigkeit sehen zu können. Ihnen scheint das unmöglich, und das betrübt mich sehr. Als der Freund meines Bruders, als der würdige Herr Bernards, sind Sie mir beständig willkommen: aber ich halte es für Pflicht Ihnen nochmals zu sagen, daß ich um Ihren Willen wünsche, Sie mögten Ihre Besuche nicht wieder erneuern.

Ihre zärtliche Bekümmerniß um meine Gesundheit rührt mich sehr; aber ängstigen Sie sich nicht mit leeren Schreckbildern. Wahr ist es freylich, ich fühle mich nicht ganz wohl; meine Seele ist nicht heiter; ich taue weniger als je zum Umgange: aber krank bin ich doch nicht; im Gegentheil, ich verrichte alle die Geschäfte, deren Besorgung mir anheim fällt.

Ersparen Sie sich demnach alle unnöthigen Sorgen. Kommen Sie nicht, ich bitte Sie! aber halten Sie sich vest überzeugt, daß ich mit der vollkommensten Hochachtung bin u. s. w.

Ein und dreyßigster Brief.

Adelaide Lebend an ihren Bruder.

So seyd Ihr Leute! Unbiegsam, hartnäckig, tyrannisch! Nuzig so gut als der ganze Himp-
hamp! und was soll ein schwaches, wehrloses unterwürfiges Mädchen wie Deine Schwester aufangen, wenn Euer Recht des Stärkes-
ren gelten muß? Der Freund Eduard will mich
coute qu'il coute haben! was ich auch dagegen
sagen mag, so viel ich auch von meinen Ger-
brechen zu Tage lege, um ihn weil es noch Zeit
ist, zum Umlenken zu bringen, es ist, als ob der
Mann toll wäre! Er will mich durchaus haben,
sehe ich, und das wohl noch dazu hübsch bald.
Nu, zum wenigsten kauft er die Kage nicht im
Sacke. Er müßte klüger seyn, denn er kennt

mich wenigstens; und Nachreue wird nichts helfen! Was er mit mir im Sinne hat, mag Jost wissen! Verliebt ist er nicht; das ist ausgemacht. Sollte er mich auch nehmen, um seine Geduld zu üben? um Experimente mit seiner Langmuth anzustellen? — Nu, nu, Herr Experimentmacher, Ihr sollt in dieser Hinsicht eine excellente Maschine, einen sehr completen Apparat an mir finden!

Und Du, mein Herr Poet, raff Dich zusammen, tummle Dich, ruf alle neun Barentzen vom Berge! sie müssen alle ins Gewehr, alle vor die Front, denn Du mußt ans Werk! Zeige einmal, daß Du wohl andre Verse machen kannst als solche, die während sie Deinem Dichtergenie kein sonderliches Zeugniß geben, doch den Beweis von Deinem Hange zu seelenverderbenden Irrsalen an der letzten Stirn tragen! Hör Junge, fast wär ich im Stande bloß deswegen zu heyrathen, um wenigstens doch Einmal in meinem Leben mit guter Manier mein Lob, und alles was ich werth bin, aus vollem Munde hören zu können! Du weißt, Gott befre's! daß ich nicht so schön bin, wie Stienchen, nicht so ehrbar wie Jacobine,

nicht so lieb und hold wie Hedchen, nicht so mehr als alles das wie Dein Lottchen: aber was Kukuk, wozu brauchst Du mein Historiograph zu seyn, wenn ich Dich zu meinem Leibpoeten mache? Komm Wim, Du mußt hübsch zu geben und zu nehmen wissen! Ey was! bedenk daß ich Deine Schwester bin! Das Blut kriecht ja, wo es nicht gehen kann! Du warst ja immer ein guter Junge. Uebrigens gebiete ich Dir, daß Du gegen die Zeit da mein Elend losgehen — da Deine einzige Schwester den schweren Biß in den Ehestandsapfel thun wird, nach Hause kommest! Hedchens theures Kneipinsherzchen wird sich nicht abmüßigen können, der junge Kaufmann hat es so druck auf seinem schweren Comtoir!!! also wirst Du sein Repräsentant seyn. — H, wie sieht's aus? ich sah neuerlich ein Couvert von Deiner Hand an sie in ihrer Briestafche. Wechselt Ihr Leutchen Briefe mit einander, und ich weiß nichts davon? Sind denn alle lieben Mädchen Deine Gattung? Pots, tausend, Landsmann, wenn Du so fortfährst, so wirst Du verzweifelt viel um die Hand kriegen!

Eine große Neuigkeit! Mutter bekam Dir da in diesen Tagen ein Sendschreiben von unse-

ert reinen Magd Clarissa selbiger, oder vielmehr
 von ihrem Herrn und Gemal, dem Herrn
 Louis Basta, Baron de Fridderac. Hier hast
 Du eine diplomatisch treue Abschrift von der
 Prosa Seiner Hochfreylächerlichen Gnaden. Der
 alberne Hans Quast, soll der so mit unserm
 Gelde spielen? Nu, nu, Böhnchen wird wohl
 um ihr Böhnchen kommen! sieh, das ist so in
 der schönen Ordnung der Dinge! und ich, ich
 bin, wenn das so recht in meinen Kram paßt,
 mächtig für die schöne Ordnung der Dinge!
 Der Herr Baron, der reichlich um ein zwanzig
 Jährchen später als seine chère moitié in diese
 beste der Welten gekommen ist, wird erst weid-
 lich mit den Bazen spielen, und dann mir nichts,
 dir nichts sich skiffren. Kuck Junge, das wird
 Dir so recht vom Baume ins Maul fallen; da
 hast du nu, wenn Du Domine seyn wirst, auf
 Einmal eine schickliche Haushälterinn! —
 denn, sag daß Deine Schwester gelogen hat,
 wenn Tante sich nicht zu den Feinen schlägt
 sobald sie arm, und alle ihre Vorderzähne zum
 Kukul seyn werden! denn auch das ist, dünkt
 mich, in der schönen Ordnung der Dinge. —
 Ha, ha, ha, ha, ha! — „Nu Adèle, war

um lachst Du?" — Hör Männchen, das will ich Dir simpliciter sagen: Du schwebtest mir in diesem Augenblicke sehr lebhaft vor, wie Du hübsch nett und coquet. (nach Art der heutigen Pastorchen) aufstaffirt, im blendendweißen Beffchen und der rabenschwarzen, schwimmenden, seidnen Summarie nach Deiner Kirche tappst, Dir zur Seite die erreine Magd Clarissa, ehrbar zugetakelt, geschmückt mit antiken, etwas verschöbnen seidnen Bändern, das Gesangbuch im Arm, den Fächer in der Hand; wie sie, als Dominé's Tante, von allen den gaffenden Bauerbengeln einen Bäckling erndtet, und mit einem halb profanen, halb devoten Lächeln die Höflichkeit rechts und links erwiedert, während der junge Dominé die Schritte verdoppelt. . . . Du, wer weiß, ob sie Dir nicht heut oder morgen im Katechisiren an die Hand geht!

* * *

Mein werthester zukünftiger Schwager!

Ihre Schwester, mein liebes Mädchen, fragt mich, ob ich nichts an Sie zu bestellen

habe? Ich richte meine Gewerbe am liebsten selbst aus! ergo!

„Was machen Sie da, Nyzig?“

„Nu, ich lese Ihren Brief, um etwas hinzuzufügen.“

„Lassen Sie das bleiben! was kann Ihnen das helfen?“

„Das will Ihnen sogleich durch die That beweisen.“

Nun, Adèle hat nicht Unrecht! Ja, ich will sie haben, und das werde ich zeigen! — Ein Apparat zu Experimenten mit meiner Geduld! Das Ding gefällt mir! Gewiß, liebes muthwilliges Mädchen, Du verdienst schon, daß ein rechtschaffner Mann seine Geduld an Dir übe; aber halt mich frank und frey für den allerrungeschicktesten Experimentator im Fache der menschlichen Natur, wenn ich Dich nicht so sehr bespre... (Bruder, sie kuckt mir über die Schulter; nicht wahr, das verdient Strafe? Lesen wollen was ich schreibe? Wart!) Ihre Schwester, lieber Freund, giebt die größte Hoffaung, daß sie einmal die beste...

„Nein, das ist nicht auszuhalten! Nyzig, haben Sie solche Flausen...“

„Befehlen Sie was, mein Kind?“

„Meine Feder will ich wieder haben!“

„Ist das wohl höflich gefodert?“

Hier macht sie mir, die Hände kreuzweise vor sich übereinander geschlagen, einen bäuerischen Knicks, und spricht: „Wenn Herr Nyzig so gut seyn wollte, so mögts ich gern meine Feder wieder haben.“

„Da ist sie, Liebe! und für einen Kuß gebe ich Ihnen auch den Brief.“

* * *

Nu, Wim, so einen Schwager gebe ich Dir! wie gefällt Dir das? Hör, Du mußt nach Hause kommen, wie ich Dir sagte, ou craigner mon courroux! Onkel und Tante werden im größten Gala seyn, sag ich Dir! Tante läßt für unsern Freeryt ein splitterfunkelhagelnagelneues Kleid machen, so sein es nur zu haben ist. Die beste Sonntagsagel liegt schon in Papilloten. Unser Gehrd ist ganz ausgelassen vor Freuden, daß er mich aus dem Hause los wird. Hedchen grüßt Dich. Mutter giebt Dir einen Kuß; ich auch. Gute Nacht, lie-

Der Junge! schlaf recht wohl! das wünscht Dir
Deine Schwester

A. Leebend.

Und seiner Hochachtung versichert Sie

Ihr.

innig ergebener Diener,
E. Nyzig.

Zwey und dreyßigster Brief.

Adélaïde Leebend an Hedchen Renard.

Du weißt, liebes Kind, daß nichts so wunderbarlich ist, was mir nicht Spaß machen sollte, sogar mein bevorstehendes Ehebündniß. Selbst dieses ehrenvolle Wort flößt mir nicht so viel Ernst ein, als Ein einziges Senfkörnlein aufweckt, während Dir (und andern eben so großen Narrinnen) schon die dunkle Vorstellung der Ehe einen kalten Schauer über das bebende Herzchen jagt. Mein Kind, was ich Dir sage! unverliebt, das mag seyn; aber unbeherzt stappe ich zuverlässig nicht in die Ehe

Standspforte. Hier giebt es nach gerade alle Hände so voll zu thun, daß ich Dir die Schauspielpartie wohl nur beschreiben muß, ehe es mir vor allem Handhieren unmöglich wird; Wort halte ich allemal, das weißt Du.

Nu, so erhuben wir uns denn in die Komödie, und sieh! prügeln möchte ich Dich, daß Du nicht dabey warst. Wir aßen zu Mittag bey Mama: aber weil unser Gehrd Geschäfte hat, und Mama nach Gespenstern nicht lüstern ist, so blieben sie beyde zu Hause. Tante wollte nicht gern in die Kutsche, nicht daß sie etwas dabey hätte, sagte sie, sondern weil es so reichleuthaftig ausseht; das wußt ich vorher; und Onkel und Tante und mich in einen Schlitten zu packen, das gieng doch auch nicht; schlechterdings nicht! Was? ich sollte in einem Schlitten nach der Komödie fahren? nein, nicht für alle Spukeldinger in der ganzen Welt thät ich das! Kurz, wir setzten uns selbdritte in die Kutsche, und das Herrengütchen, Bruder Wilhelm an der Spitze, erwartete uns am Schauspielhause. Tante saß gut und warm; die Frau schimmerte von Juwelen, und auf ihrer Stirn lag ein Fingerbreit Puder. Ihre

Spitzenhaube mit rothseidnen Puffen und Klun-
tern, schien ein mit Diamanten bestecktes Na-
delkissen zu seyn; alles war à la Haarlemmer-
dyk. Ihm war köstlich, sag ich Dir! Die
Sonntagsaßel auf dem Kopfe, die Spitzen-
manschetten an, den prächtigen Kotting mit
dem großen goldnen Knopfe in der Hand, ganz
schmuck! Ich kartete es so, daß der Zauberdok-
tor Tante führen mußte. „Ey, lieber Herr,
das thut gar nicht nöthig! ich kann den Weg
schon finden.“ — Und er, der nicht wußte,
wo er sie angreifen sollte, reverenzte und ser-
vitorde noch einmal so arg. Endlich saßen wir
dar in Numero drey dicht und wohl bey einan-
der, die alten Leute und ich auf der vordersten
Bank, die Jungen hinter uns. Es war schmo-
rend heiß, und unser Frerol hatte ein Glas ex-
tra auf Englands Untergang genommen, und
fieng an zu nicken. Endlich wollt's nicht mehr.
„Kind, sagte er zu mir, ich muß mein ver-
säumtes Mittagsschläfchen einholen; wenn der
Spuk kömmt, weck mich dann so eins!“ — das
dünkte mich so vernünftig, daß ich es ihm versprach.

Wie der Geist auferat, stieß ich ihn an.
„Onkel! — Onkel, der Spuk kömmt!“ —

Er rieb die Augen, stemmte sich mit beyden Händen auf die Brustlehne der Loge, kriegte seinen schweren Leichnam auf die Beine, kuckte so weit als möglich vorüber gelehnt, mit offenem Munde und mit Augen so groß wie ein Wagenrad nach dem Theater, und sagte sehr kaltblütig: „So! das ist also ein Spuk?“ — setzte sich wieder, und wurde nicht eher munter, bis das Ballet anfing.

Wim — Apropos! willst Du den berühmten Monolog:

To be, or not to be? — that is the question.

To die, to sleep &c.

einmal über allen Ausdruck vortrefflich gesprochen hören, so bitte Wim darum. Der Teufelsjunge! wo er nur alle Talente hernimmt! Wim also, machte fast noch größere Augen als Ohm; aber fürwahr nicht über das Gespenst, sondern über den Mann, der so alt geworden ist, und in eine Vorstellung des Hamlet gehen kann, bloß um den Geist zu sehen! —

Sieh, wärst Du bey mir gewesen, so würde mir das alles viel Vergnügen gemacht haben, denn an Wilhelm hat man in dem Stücke plat:

terdings nichts; er ist ganz nicht dafür, den Leuten so ein wenig mit fortzuhelfen. Wie er nur so seyn kann! niemand leidet ja darunter, und mir macht es Vergnügen. Kannst Du morgen von Dunkel loskommen, so erwarte ich Dich.

Drey und dreyßigster Brief.

Jacobine Veldenaar an Christine Helber.

Wie gern, meine theureste Freundin, brächte auch ich einmal wieder einen ganzen Tag mit Ihnen zu! Wir haben einander beständig so viel zu sagen, daß eine dritte Person zu unserm Vergnügen nichts beyzutragen vermag. Wenn verständige Leute unsere Unterredungen behorchten, vielleicht würden wir in ihrer Achtung gewinnen; und doch, wenn ich nicht gewiß versichert wäre, daß uns niemand zuhört, ich würde mit Ihnen, mein eigenes Stienchen, so ernst, so freymüthig, so offen nicht sprechen können; das ist doch ein wenig sonderbar! Aber es giebt

so liebe Schwachheiten, so sanfte Thorheiten, die sich einzig und allein einer theuren Freundin vertrauen lassen; Empfindungen die so äußerst zart sind, daß man sie dem nicht beschreiben kann, der sie nicht im eignen Busen fühlt.

Ich weiß wohl, daß Sie vor Ihrer Welsdenar nichts zu verbergen haben, und doch verbergen Sie mir Ihre Liebe für Leevend! Nu, Ihr Geheimniß ist gut bewahrt. Das Geldersche Häuschen wird ja nicht aus der Schule schwagen? Kann es mit Ihrem Glücke bestehen, so wünsch ich, daß Sie die Seinige werden mögen! O, von Herzen! mit allem Eifer der Freundschaft werde ich Ihr Interesse wahrnehmen! Aber ich wiederhole es, so unangenehm es Ihnen auch seyn muß; jetzt glaube ich nicht mehr, daß er Sie liebt. Betrachten Sie demnach alles aus diesem Gesichtspunkte, und dann sagen Sie mir, darf ich Ihnen durch die Finger sehen? Hat er ein Recht auf Ihre Unterscheidung? Kennen wir Mamsell Roulin, so würde ich vermittelt ihres Charakters dem seinen auf den Grund kommen. Ich verurtheile ihn wahrlich nicht, ich wünschte stets seine Freun-

blinn seyn zu können; er hat so viel Gutes. —
 Wissen Sie, wie mir die Sache vorkömmt?
 Wilhelm glaubte seiner Liebe für Sie entgegen-
 arbeiten zu müssen; sein Solz leistete ihm hterz
 in Beystand, er machte aus der Noth eine
 Tugend; — denn daß er Sie liebte, wie wir
 beyde in Ihrem Hause zum Besuche waren,
 das lasse ich mir schlechterdings nicht abstreiten.
 Es liegt Etwas in den Augen, in der anhal-
 tend wechselnden Farbe, und es giebt eine ge-
 wisse Modifikation der Züge, wodurch der Lie-
 bende sich unfehlbar verräth, wenn man nur gut
 Acht darauf giebt. Ein Mann, wenn er liebt,
 schweigt nicht, spricht nicht, sitzt nicht, geht
 nicht wie ein anderer. Worte entscheiden hier
 nichts, denn die Zunge läßt sich beherrschen;
 aber die Augen, die Züge, das Erröthen, das
 Erblaffen, stehen nicht so in unserer Gewalt.
 Wilhelm gieng nach Leiden; Liebe war jetzt für
 sein Herz, welches durch Sie fühlen gelernt
 hatte, ein Bedürfniß geworden. Er findet ein
 Mädchen recht wie geschaffen ihm zu gefallen,
 Er pflückt Blumen und verliert den Weg. Er
 sucht nichts als einen angenehmen Umgang,
 und wird ernstlich verliebt.

Sie wissen wie sehr es wider mein Naturell streitet, irgend einem Dinge, es sey was es wolle, eine gehässige Wendung zu geben. Ich urtheile bloß nach Wahrscheinlichkeit. Wilhelm ist ein liebenswürdiger junger Mann. Lottchen scheint eins von jenen einnehmenden Mädchen zu seyn, für die ein edles Herz auf die Dauer nicht fühllos bleiben kann. Ihm gleich an Herkunft, geschmeichelt durch seine Schätzung. . . O! mein Stienchen, muß er durchaus ein schlechter Mensch, muß Lottchen durchaus eine unwürdige Person seyn, wenn sie nicht in jeglichem Augenblicke mehr And als — junge Leute? Sollten sie selbst wohl die Gefahr kennen die sie umgiebt? Gewiß nicht.

Sie behaupten es sey unedelmüthig von ihm, daß er es vermeidet, von seiner Lotte zu sprechen: Ist dem wohl so? Muß er selbst nicht einsehen, daß einzig ihr Werth seine frühe Liebe entschuldigen kann? Kann er nun wissen, ob er bey uns Kredit genug hat, um auf sein Wort Glauben zu finden? Sehen ihre dermaligen Umstände sie nicht unter ihm? Kann er nicht vielleicht zu jenen feineren Schwärmern in der

Liebe gehören, die von dem Gegenstand ihrer Zärtlichkeit nicht gern sprechen? ja die glauben würden ihn zu entheiligen, wenn sie mit Leuten von ihm redeten, die nicht fähig sind, ihre Entzückungen gerecht zu finden? Wer weiß, ist er nicht gerade deswegen nicht im Stande von ihr zu reden, weil sie alle seine Gedanken beherrscht, weil sie seine ganze Seele erfüllt? Das Sprüchlein, „Wessen das Herz voll ist, davon läuft der Mund über,“ ist nur von der sehr untergeordneten, schwachen Menschenklasse ganz wahr, und trifft bey schönen, gefühlvollen Charaktern nicht zu; (derer nicht zu gedenken, denen nie ein unüberlegtes Wort entschlüpft;) wahre Liebe ist ehrfurchtvoll, ist ernst, folglich kann sie unmöglich schwachhaft seyn. Noch eins: wer jenes Sprüchlein kennt, der schweigt auch wohl deswegen, damit man es nicht auf ihn anwende, und treibt nicht selten das Stillschweigen über diese oder jene Person so weit, daß es zum Verräther wird, wo unbefangenes Optehen ihn vielleicht vor allen Muthmaßungen geschützt haben würde. — Aber lassen Sie doch einmal hören, meine theure Liebe, mit wem müßte er denn über sein Lottchen gesprochen ha-

ben? Etwa mit seinem Freunde Paulus? —
 Du, der wird entweder schon alles wissen, oder
 er müßte nie sein Vertrauter werden können;
 das erstere wird aber durch die Briefe wahr-
 scheinlich, die unter seiner Adresse an Wilhelm
 kommen. — Mit Ihrer Frau Mutter? Un-
 möglich? — Mit Ihnen? Wie, und Sie
 beobachteten so vollkommen die gehörige Entfern-
 ung? O, das war der rechte Weg! Sie wiss-
 sen ja, daß wenn Sie es für gut finden Ihre
 entzückende trauliche Freundlichkeit zurückzuhal-
 ten, Sie dann einen Stolz annehmen können,
 der Ihnen natürlich scheint, weil er den Zü-
 gen Ihres Gesichts und Ihrem majestätischen
 Anstande so entspricht. — Mit mir also?
 Hatten wir denn Zeit dazu? — Ich würde
 vielleicht noch mehr hierüber sagen können, aber
 mein Brief mögte zu lang werden. Und am
 Ende, was kümmert Sie Herr Leevend? . . .
 Nur ein Wort noch. Ich vernehme, daß Wil-
 helm sich noch zwey Tage hier herum aufgehal-
 ten hat. Die Gegend muß ihm sehr ge-
 fallen. —

Gestern kam Oberst Syssamâ hier an.
 Seine Absicht ist uns bekannt, aber mein Ent-

schluß steht fest: ich bin verbunden meiner Pflicht alles andre aufzuopfern. Meine Eltern sollen nie über mich klagen. Ich kann wirklich nicht anders. Meine Mutter ist wieder schlechter; jede lebhafteste Gemüthsbewegung ist Gift für sie. Ich weiß, was sie befürchtet! — Doch genug hiervon. Der Oberste ist mir nichts weniger als gleichgültig. Er verdient einen Vorzug in meiner Hochachtung, und den besitzt er.

Vier und dreyßigster Brief.

Eduard Rypzig an Walther Gredmann.

Mein werthester Freund!

Wenn ich Dich dieses Titels nicht würdig fände, dann würde ich in sofern Deinem Rathe folgen, daß ich meine Besheit für mich behielte; so aber lasse ich Dich noch nicht los. Noch Einmal muß ich versuchen, ob ganz keine Hoffnung mehr ist. Hören willst Du wenigstens noch? — Gewiß, nie schreibst

Du jemanden einen so langen Brief, nicht aus Mangel an Vermögen sondern an Lust. Du bist träg, verdrossen; aus Faulheit denkst Du oberflächlich; Dir ist alles zuwider, was Dich nicht belustigt. Ich gebe zu, wenn Du Deine Ausgaben jährlich auf zwanzigtausend Gulden beschränkst, (und das ist auch im Haag schon ein ziemliches Sümmechen,) so hinterlässest Du einmal keine armen Kinder. Unter unsern Libertins hast Du Dich selten hervorgethan, nicht aus Gewissenhaftigkeit noch aus Respekt für Deinen guten Namen, sondern weil es Dir an Muth gebricht, den etwanigen Folgen die Stirn zu bieten. Deine Frau hat allerdings in ihrem Aeußern viel von einem Engel; ich hoffe daß sie Dich liebt, und en depit du ton tugende hast ist. In Absicht ihrer hast Du Deinen Zweck erreicht, Du besitzest eine schöne Frau, die Dir alle Wonne einer feinen Wollust von ganzem Herzen gewähret, hierin findest Du Dein höchstes Glück. — „Steht mir (höre ich Dich fragen,) das denn nicht frey? Muß sich mein Freund zum sauertöpfischen Wardein meiner gewähltesten Freuden aufwerfen? Wer beschwert sich über mich? Wen benachtheile

ich?" — Alle diese Fragen will ich Dir einmal ausführlich beantworten.

Wenn Du denkst, daß ein Mann von guter Abkunft, von Vermögen, von Verstand, (und das alles bist Du,) die Freyheit habe im trägen Müßiggange seine Reichthümer zu verzehren, seinen Rang den er haben müßte, durch Faulheit zu verscherzen, seinen Verstand verrostet zu lassen und zu verspillen; nun ja, dann darfst Du auf Deine Weise glücklich seyn; was ist darauf zu sagen? Du benachtheilst niemanden. Dies scheint mir indessen nicht so.

Daß ein Mann von Deinem feinen Geschmacke und großen Vermögen dem Luxus folgt, der ihm alle die Bequemlichkeiten des Lebens auf die angenehmste Weise besorgt, wer, der gut denkt, wird darob mit ihm hadern? Er wird ja, indem er den Luxus vernünftig liebt, der edelmüthige Belohner des ernstigen Kunstfleißes; Geschicklichkeit, Talente, Künste, Wissenschaften stehen ja mit dem Luxus eines der seltenen Reichen, die Geschmack und Verstand besitzen, alle in Verbindung; er bedarf ihrer aller, folglich muß er sie alle belohnen. Laß einen solchen Mann auf einem prächtigen Fuß leben, laß ihn

als einen wahren Epikureer, seinen Sinnen nichts verweigern, so lange die Folge, die er ihnen leistet, ihn nicht zum schlechteren Menschen macht, noch andern zum Nachtheile gereicht. Ein solcher Luxus gefällt Dir? Gut, folge ihm unter dieser Enchränkung.

Aber wahnst Du, daß es einem Manne, der seinem Vaterlande nützlich werden könnte, einem Manne, den Geburt und Vermögen zur Thätigkeit berufen, erlaubt seyn könne, ein gährender Zuschauer, ein schwärmender Affenspleißläufer zu seyn?

Kannst Du ohne zu erröthen in Deiner Galerie die Gemälde Deiner würdigen Vorfahren sehen? Da erblickst Du einen Seehelden, den ersten Edelmann in seiner Familie; zween von einem rasenden Pöbel in Stücken zerrissne Märtyrer des Staates; eine Frau die sich durch Rettung ihres Gatten aus dem Gefängnisse um ganz Europa verdient machte; einen Gesandten, dem der Beyname des großen Ambassadeurs bis auf den heutigen Tag geblieben ist; Kaufleute, die während sie den Staat bereicherten, bey allen handelnden Nationen in

Ansehen waren; redliche, weise Wohlthäter ihres Vaterlandes. Und Du, der mit allen diesen vortrefflichen Patrioten verwandt ist, Du, der Gesundheit, Verstand und ein gutes Herz besitzt, Du, den so manche guten Eigenschaften liebenswürdig machen, Du hast für Dein Vaterland noch nichts gethan! Du findest Dein Glück in einer vollkommenen Gleichgültigkeit gegen Alles, was Dich geachtet und nützlich würde machen können!

Darfst Du behaupten, daß Du Deine Frau liebst? Bilde Dir doch dergleichen nicht ein; es ist ein bloßes Kompliment was Dir Deine Eitelkeit macht! Wie? würdest Du wohl zugeben können, wenn Du sie wirklich liebtest, daß diese zärtliche, gefühlvolle Frau, die so jung schon Mutter ist, sich in Gefahr brächte keine dreißig Jahr alt zu werden? Würdest Du ihr (um nur eine EINE Tollheit unsrer unsinnigen Zeit anzuführen, die in den vernunftwidrigsten Verkehrtheiten eine Ehre und Freude sucht, wie mancher angebliche Mäusensohn in Fenster einwerfen und Gassenbubenstreichen,) — würdest Du z. E. ihr wohl die rasenden, wüthigen, mörderischen Tänze, die jetzt herrschende Mode

sind, erlauben? — Sehen wir einmal, Du liebstest Deine Frau, würdest Du sie dann nicht vor allem zu bewahren suchen, was sie vor der Zeit ins Grab bringen kann, ja, bringen muß? würdest Du Dir ihre Liebe für Dich nicht zu Nuße machen, um sie zur Schonung ihrer selbst zu vermögen? Eine so freundliche, gutgear-tete, Dich liebende Frau würde zuverlässig Deine zärtliche Aufmerksamkeit nicht mit Mißvergnü- gen vergelten. Alles fällt demnach auf Deine Rechnung. Wäre sie nur in den rechten Hän- den, Madame Goedmann würde ganz gewiß etwas Besseres als eine Danseuse und Spieles- rinn seyn. — Sag mir nur in aller Welt, wie kann es Dir Freude machen, sie Busen an Busen mit einem rüstigen Burschen in einem mit anstößiger Heppigkeit beginnenden, und mit rasendem Gewirbel endenden Walzer kreisen zu sehen? Ich schäme mich in Deine Seele! Man erzeigt Dir Höflichkeit, weil Du der Mann der charmanten Madame Goedmann bist? Das ist nicht auszustehen! So bist Du denn im Brittis- schen Sinne, bloß der Mann der Königin!

Aber genug! meine Denkart ist Dir hin- länglich bekannt, und ich habe noch etwas über

mich selbst zu sagen. Binnen sechs Wochen denke ich verheyrathet zu seyn. Ich nehme eigentlich keine Frau um mich zu divertiren, sondern um an der Seite einer Gattinn die ich liebe, häusliche Glückseligkeit zu finden; um Kinder zu haben, und die so zu erziehen, daß sie es mir Dank wissen können, ihnen das Daseyn gegeben zu haben, wenn Zeit und Vernunft sie fähig machen auch hierüber richtig zu urtheilen. Meine Frau — oder jetzt noch mein Mädchen, — wird mir zu thun geben; aber wiewohl ich nie bloß der Mann der Königin seyn werde, so soll sie doch niemals nöthig haben mich zu fürchten; dafür kann ich Die bürgen. Zwanzig tausend Gulden werden ihr nicht jährlich zu Gebote stehen, und dennoch wird sie so bequem wohnen, und so gut bedient seyn als Deine Frau. Ich werde ihr auch eine Equipage halten; denn, sobald wir unsere eigne Wohnung haben werden, mag ich in diesem Stücke nicht von meiner Mutter abhängen. Ich kann das ja ausführen, und weiß daß meine Braut das nicht erwartet. Denkt sie gut, so wird sie glücklich mit mir seyn! wo nicht? wer kann eine capricieuse Frau glücklich machen? Hat

ste sich zur Würde einer respectablen Gattinn
 und Hausfrau emporgeschwungen, und tauscht
 sie keine neuen Gebrechen für alte ein, so werde
 ich ihr viel zulassen, aber ihr nichts an den Aus-
 gen absehen; das würde eine Person, wie sie ist,
 verderben. Ich liebe sie, aber wie ein gesetzter
 Mann von dreißig Jahren ein Frauenzimmer
 liebt, wenn er nicht jüngerhaft romantisch
 ist. Sie gefällt mir, aber sie muß noch viel
 besser werden. Kurz gesagt: ich will die Er-
 fahrung anstellen, ob einer von meinen Lieblings-
 sätzen gegründet sey? Ich behaupte nemlich:
 Ein Mann, der sich selber gut zu gou-
 verniren weiß, und dabey liebreich
 und fest von Charakter ist, kann aus
 einem Mädchen, (wohlverstanden:) das
 einen gesunden Verstand und kein
 schlechtes Naturell hat, eine sehr
 wackere Frau machen.

Dieses schöne Kind ist zuweilen sehr muth-
 willig, sehr spielsüchtig, und sehr aufgelegt die
 Leute zu plagen um ihren Willen zu ertrogen.
 Ich werde gut zusehen müssen! Vielleicht kömmt
 es dahin, daß sie mir gute Worte giebt, mir
 schmeichelt, mir um den Hals fällt; aber mit

ihren Thränen wird sie mir nie eine Komödie geben: sie wird nie krank werden, wenn sie ihren Willen nicht kriegt; denn ein loses Ding ist sie freylich, aber für List und Künste ist sie nicht, womit denn auch nur ein Geck zu handhaben steht. Aus Laune werde ich ihr niemals etwas versagen: aber weil ich den Zweck habe, sie auf die Dauer glücklich zu machen, und es täglich mit ihr zu seyn, so werde ich ihr nie etwas einräumen, das sich mit diesem Zwecke nicht verträgt. Unsere Flitterwochen werden also sehr kurz seyn. Die Bitterung wird sich bey dem Antritt unserer Ehestandsreise nicht günstig anlassen; trüb und rauh, selbst stürmisch. Aber auf trübe Morgen folgen heitere Tage. Der Herr wird einmal wie das Andre höflich, aber auch unerschütterlich seyn; Madame wird sich auf ihr großes Pferd setzen, wird ernsthaft, schmöllend, taciturn, ganz kapot seyn. Sie wird so nach und nach zu der Einsicht gedeihen, daß sie zu dem allen die schöne Absicht, mich nach ihrer Pfeife tanzen zu lassen, nicht um ein Haar breit fördert: sie wird folglich wieder freundlich, heiter, lieb und fröhlich werden; denn sie hat Verstand, und kein Mensch inkommodirt sich

gern für nichts und wieder nichts. Und die Folge und Frucht von dem allen? — Wenn die mehrsten Eheleute einander schon ziemlich überdrüssig sind, wenn Mann und Frau gähmend und schwerfällig, vt iniquae mentis aselli, *) eins am Arme des Andern sich fortzuschleppen: dann wird der ehrsame Eduard Ryzig mit seinem allerliebsten Weibe erst recht des Lebens und des Ehestandes froh werden, und der ganze Horizont wird so klar seyn als Kristall.

Umarme Dein liebes Weibchen im Namen
Deines Freundes.

Fünf und dreyßigster Brief.

Doktor Gottfried Maatig an den Domine
Wilhelm Hefzig.

Wäre ich nicht vollkommen gewiß, daß Ew.
Hochwürden allemal, auch dann wenn ich

*) Wieland übersetzt das unübertreffbar: Wie
Eiseln, die von Epleen haben.

Ihre Art zu denken äußerst mißbillige, ganz nach Ihrer Ueberzeugung zu Werke gehen, so würde ich es von mir ablehnen, Ihnen eine so ausführliche Antwort zu schreiben, als diese seyn wird; bey der ich gleichwohl nicht umhin kann Ew — zu ersuchen, mich fernerhin in diesem Punkte verschonen zu wollen. Bey dem Amte eines öffentlichen Lehrers, dem ich gern aus allen Kräften Nütze leisten möchte, ist meine Zeit ohnehin schon sehr besetzt. In dieser Rücksicht habe ich die Ehre folgendes zu erwiedern.

Um göttliche und menschliche Schriften richtig und gründlich zu beurtheilen, ist man verbunden einige Regeln der Kritik sorgfältig vor Augen zu haben. Lesen wir die heiligen Bücher, so setzt das außer andern Kenntnissen die nicht jedermann hat, zuvörderst eine hinlängliche Sprachkunde, und eine genaue Bekanntschaft mit dem Sinne voraus, in welchem man zu ihrer Zeit gewisse Ausdrücke zu brauchen pflegte. Dann müssen wir untersuchen, ob das was wir lesen, eine bloße Geschichtserzählung ist, oder ob es auf unsere Zeiten, auf unsern Glauben, auf unsere Sitten Beziehung hat; ob es auch an uns, oder bloß an die Pers

sonen gerichtet sey, denen es gesagt oder geschrieben wurde; ob die Rede von damals obschwebenden Streitigkeiten ist, und ob diese mit den jetzt herrschenden so viel Uebereinkommendes haben, daß wir mit den nehmlichen Wörtern die Begriffe die wir für Irrthümer halten, darstellen, widerlegen, festsetzen dürfen; ob wir wohl so strenge darüber aburtheilen dürfen?

Wir müssen es nie an dem Auge verlieren, daß alle Wahrheiten nicht allenthalben gelehret werden.

Wir sind schuldig, auch die heiligen Schriftsteller im Zusammenhange, und der Absicht eines jeden von ihnen gemäß zu lesen.

Beim Auslegen müssen wir uns nicht gleichlautender Töne, sondern gleichseyender Sachen bedienen. weil wir sonst häßlich weit vom Wege der Wahrheit abkommen dürften.

Wir müssen die Beweise nach dem innern Gehalte, nicht aber nach der Zahl würdigen, sonst giebt man Anlaß daß die, welche anders denken als wir, die zu erweisende Sache um der schwachen Beweise willen verwerfen. Calvinius, der große Vertheidiger des Athanasianischen Symbols, besaß zu viel Verstand und

Logik, als daß er die Stelle: Drey sind die
 da zeugen — — und diese drey sind
 Eins, zur Stütze seiner Lehre hätte anfüh-
 ren können; und dies ist gleichwohl der Spruch
 mit dem man jetzt alle Tage beweisen hört. —
 Ist schäme ich mich über die schlimme Auswahl
 der Beweisstellen vor kritischen Zuhörern, die
 mit uns nicht einig sind! Zeigt das nicht, daß
 dergleichen Prediger bey ihrem Gewäsche im
 Grunde gar nichts denken? — Das können
 Sie selbst, Hochehrwürdiger Herr, nicht
 leugnen.

Beym Lesen eines Profanskribenten
 müssen wir ebenfalls feste Regeln vor Augen
 haben; das ist ein Gesetz nicht nur der Billig-
 keit, sondern auch der Nothwendigkeit.

Jedem Schriftsteller kömmt es schlechters
 dings allein zu, sich seinen Gegenstand zu wäh-
 len, vorausgesetzt, daß er weder den Glauben
 an Gott, noch die Sitten, noch die öffentliche
 Ruhe antastet. Hat er seinen Gegenstand gut
 ausgeführt, so gebührt ihm, in sofern, unser
 Beyfall, selbst dann, wenn der Gegenstand uns
 nicht sonderlich schmeckte.

W. Leebend 2r Bd. 1. Abth.

¶

Wosfern man nur seine Hauptbestimmung nicht darüber vernachlässigt, so mag ein Theologe wohl über die schönen Wissenschaften schreiben, ein Arzte die Mathematik treiben, ein Jurist Verse machen. Und eben so ohne allen Widerspruch mag ein studirender Jüngling ganz wohl, und allem Guten unbeschadet, wosfern er anders Genie hat, in einem Heldengedicht sein Vaterland zum Muth und Eintracht erwecken; der Freundschaft, der Freyhelt, der Menschenliebe, den schönen Gefühlen und der schuldlosen Freude ein frohes Liedchen singen; die Gottheit in den Reichen der Natur verherrlichen! er mag ganz wohl seine Gedanken, seine Zweifel, die Steine des Anstoszes, die Schwürigkeiten auf die er trifft, öffentlich darlegen, und den Gott, den er näher zu erkennen wünscht, um diese Erkenntniß anrufen.

Wer hat die Befugniß ihn zu zwingen, daß er gerade über den Sündenfall, über die Erbsünde, oder sonst über ein theologisches Dogma in Versen schreibe? Mich dünkt, Herr Amtsbruder, es ist schon in Prosa sehr viel Unnützes darüber gefaselt! Man würde jungen Leuten von Gente und Kenntnissen Schaden,

und sich an ihnen versündigen durch die an sich schon abgeschmackte Forderung, daß sie nichts als biblische und moralische Gedichte schreiben sollen. Vielleicht excelliren sie in ganz andern Fächern. Ist ein junger Mann Prediger geworden: dann muß er über die Lehrstücke predigen; aber wer hat ein Recht ihm zu befehlen, die Dortschen Kanones in Sonnette zu bringen, oder den Katechismus in Reime? — auch dann, wenn er wirklich Dichter ist.

Es schmerzt mich, daß Ew. — mehrmals so ganz zu vergessen scheinen, wie billig alles dieses sey. Einer ähnlichen Uebereilung will ich lieber auch die Ausführung ganz unanwendbarer Schriftstellen zuschreiben, welche Ew. — gegen meinen Schüler, den Studiosus Leevend, als Verfasser eines gewissen Gedichts, beybringen.

Jetzt will ich mich in Beantwortung Ihres Briefes freundlich nach ihrer Schreibart bequemen. Ja, der Rock ist meines Sohnes Rock. Ich beurtheile den Verfasser nicht als Dichter, wofür er selbst sich weder hält noch giebt: aber das Gedicht macht ihm zuverlässig keine Schande. Kein böses

Thier hat ihn gefressen, denn er lebt frisch und gesund an Leib und Seele, und Herr Jambres ist kein böses Thier. Soll er aber durchaus ein Thier seyn, so machen Sie ihn zum traurigen Nohrdommel, oder zur scheuen Nachtule. Herr Leevend ist nicht durch ihn verdorben; Jambres ist so wenig böß, daß er nichts weniger beabsichtigt, als seines Freundes Verderben. Er macht ihn bloß zum Vertrauten seiner Skrupel. Ist das so unnatürlich? — Verstehen Sie mich recht, Herr Pastor! oder deuten Sie mich wenigstens nicht unrecht! Ich behaupte nicht daß Jambres nicht für Leevend gefährlich werden könnte: wohl aber, daß, wer einmal die Wahrheiten der Religion predigen soll, den Unglauben höchst nothwendig, und zwar sehr in der Nähe kennen lernen müsse. Wie kann er sonst, vor den kenden Zuhörern oder Lesern, Behauptungen oder Schriften widerlegen, die er selbst nur dem Namen nach kennt? Was für eine Figur wird er einem beredten Rousseau, einem tiefdenkenden Hume, einem scharfsinnigen Buffon, einem geistreichen Volingbrote, einem witzigen Voltaire gegenüber machen, wenn er nicht einmal

weiß, was diese Männer gesagt haben? Glauben Sie es sicher, Herr Pastor, diese berühmten Männer haben ein großes Theil ihres Ansehens der aus Unbekanntschaft mit ihren Behauptungen herfließenden Armseligkeit des Widerspruchs ununterrichteter Schreyer zu danken. Gerne räume ich ein, daß ein Prediger seinen Vortrag nicht immer für die kleine Anzahl der Verständigen einrichten müsse, aber ich halte es für seine Pflicht, immer so zu sprechen, daß, indem er der Einfalt faßlich ist, auch die Verständigen und Denkenden ihm zuhören können.

Ein junger Mensch, der ins Amt kömmt, und nun wöchentlich zweymal predigen muß, ist nur zu oft mit seinem Predigtmachen sehr äbel dran. Er hat, besäße er gleich schon jetzt die Fähigkeiten, nicht einmal Zeit, die mehrsten seiner Predigten ordentlich zu durchdenken und gehörig zu Papiere zu bringen. Wie bedaure ich die jungen Leute, wenn sie Verstand, gesunde Urtheilskraft, und Lust zu ihrem Studium haben! — Es wäre zu wünschen, daß alle meine Zuhörer meinem geliebten und eifrigen Leebend nachahmten, so würden sie zu ihrem künftigen großen Amte etwas besser vorbereitet

seyn! Sie würden nicht bloß ihr theologisches System lehren, sondern einen reichen Schatz von Kenntnissen aufschließen, Tugend predigen, Wahrheit lehren, den Unglauben mit Vortheil bekämpfen, Vorurtheile und Aberglauben austrotzen, sie würden erbauen und überzeugen! — Statt dessen, was werden die meisten? Blinde Leute, unwissende, oder was oft noch schlimmer ist, halbwissende Schreyer, salbadernde Stegreisprediger, die mit ihrem übel zusammenhängenden, unverdauten Geschwätz, das, wenn die Materie sie verläßt, mit rechts und links herbegezerrten, schlimm zur Sache passenden, Sprüchen ausgestoßen wird, den Unwissenden nicht unterrichten, den Schwachen ärgern, dem Spötter Waffen in die Hand geben, den denkenden Mann von der Kirche entfernen, und auch wohl andern noch als bloß denen, die zwischen Amt und Mann nicht zu unterscheiden wissen, ihr Amt verächtlich machen.

Laß uns nun einmal zum blutigen Nocke meines Sohnes zurückkehren. Sagen Sie mir doch, (Ow Hohehrwürden scheinen das zu wissen,) spricht in diesem Gedichte der Dichter selbst, oder führt er einen andern

redend ein? Setzt er vest, oder nimmt er bloß an? Wissen Sie das nicht gewiß? Dann spielen Ew. — mit dem Namen eines jungen Mannes, dem das sehr zum Nachtheile gereichen kann. — Sehen wir einmal zu, was wohl eigentlich an der Sache sey?

Herr Leevend, der in der Absicht studirt, ein Religionslehrer zu werden, fängt mit Untersuchungen an. Er forschet, was die verschiedenen Parteyen wider die Lehre des Evangelium überhaupt einzuwenden haben. Er beginnt, wie sich das gehört, mit der natürlichen Religion, sieht nach, was man gegen Gottes Regierung, gegen die Fürscheidung einbringe? Er erwägt den Lauf der Dinge; er schlägt die Jahrbücher der Welt auf: jede Blattseite ist mit Blut besleckt, mit Schandthaten besudelt! Allenthalben findet er Ungerechtigkeit und Verwirrung! — Ein vollkommen gutes weises, mächtiges Wesen, ruft er aus, und solche Greuel! — Er zweifelt. Es muß, denkt er, Ursachen geben, warum Gott dieses alles zuläßt, und nicht alle Mal unmittelbar strafft. Diese Ursachen strebt er ausfindig zu machen, damit die Fürscheidung gerechtfertiget werde. Nun

sagen Sie mir, was ist in dem Allen das Sie Hohehrwürdiger, berechtigten kann, von diesem jungen Manne so lieblos, so bitter zu denken? ihn für einen Gottesleugner, für eine Pest der Akademie zu erklären? —

Des geduldeten Hiob nicht zu gedenken, erinnere ich Sie bloß an einige andere Leute, die Ihnen in der Uebereilung nicht gleich eingefallen seyn mögen. Fragt nicht David: Warum geht es dem Gottlosen so wohl? Affaphs Zweifel müssen Ihnen bekannt seyn. Vaten die Jünger denn nicht: Herr, stärke unsern Glauben? — Nach was für einer Logik nennen Sie nun das nehmliche an meinem Zuhörer Leevend, nach einer sehr sonderbar herbeygezogenen Stelle des Propheten Jeremias: ein Verlassen der Quelle des lebendigen Wassers, und ein Ausbauen löcherichter Brunnen die kein Wasser geben? — Gewiß dies Vorurtheil wider ihn ist sehr außerordentlich!

Nachdem der Dichter den durch Sünden und Gebrechen entehrten Menschen betrachtet hat, so ruft er aus: So hat Gott ihn nicht gemacht! Hier wollen Sie nun, daß

er über den Ursprung des sittlichen Uebels hätte sprechen, und die geoffenbarte Religion zu Rath ziehen müssen. Nach meiner Einsicht hätte er keinen ungünstigeren Zeitpunkt wählen können, als gerade diesen! und wollen Sie wissen, warum? Er untersucht hier, in wiefern die natürliche Religion uns in Stand setzen kann die Schwürigkeiten wegzuräumen, die sich in Hinsicht auf das moralische Uebel darbieten. Lehrt diese Religion aber wohl etwas vom Sündenfall des ersten Menschenpaares? weist Sie uns nach Golgatha? — Sehen Sie denn nicht ein, daß Sie uns durch ein solches Verfahren Christum unnütz machen? daß Sie den Naturalismus mehr erheben als seine eifrigsten Anhänger? Wie konnte Herr Leveend, der ein sehr gesunder Kopf ist, an dieser Stelle wohl von Erbsünde, von Gnade in Christo sprechen? Hätte er das gethan, so würde er so wenig Kritik gezeigt haben, (der Logik, ohne die es keine Kritik giebt, gar nicht einmal zu erwähnen,) als eine unserer modernen Poetinnen, die dem Apostel Paulus, den sie zu Athen redend einführt, alle Dogmen unsrer Konfession in den Mund legt. Zu dergleichen poetischen —

Lizenzen kann sich der scharfsinnige Lebend nicht vergessen. Er kann wohl wider Numerus, Sylbenmaas, u. s. w. verstoßen, ja sogar wider den Reim, denn er ist eigentlich kein Dichter: aber in eine solchen Ungereimtheit fallen? nein, dazu hat er zu viel natürliche und erworbene Logik.

Sie selbst, Herr Pastor, würden Sie wohl einen Nichtchristen, einen Mann, der keine Offenbarung anerkennt, auf die Offenbarung verweisen? — würden Sie wohl einen Naturalisten, der Ihnen dergleichen Bedenklichkeiten vortrüge, nach dem Paradiese schicken? Würden Sie das? — Ey nu, Sie könnten ihn damit zum Lachen oder zum Unwillen bewegen; aber auch überzeugen? wie? Bedenken Sie doch, daß Sie zuvörderst einen Punkt verstehen müssen, in welchem Sie beyde übereinkommen. Sein Punkt ist aber nicht die Lehre der reformirten Kirche, sondern die natürliche Religion.

Alles was Sie demnach wider meinen jungen Freund einwenden können, ist dieses: „Es geziemt einem jungen Theologen nicht, die Wahrheit der natürlichen Religion zu unter-

„suchen, und die Einwendungen gegen die „christliche bekannt zu machen.“ Und gewiß, das können Sie nicht meinen. Woher denn alle diese Bitterkeit? Ich will es Ihnen ganz einfach sagen. Leevend ist bey Ihnen angeschwärzt; er hat Feinde. Ein junger Mann von seinem großen Charakter, von seinem Muth und Talenten bleibt auf einer Universität nicht unbemerkt. Er steht vielen im Lichte, und diese beneiden ihm alles, selbst die Annehmlichkeiten seiner Person; sie haben Ihnen weisgemacht daß er ein Ketzer ist; und Sie glauben das um so viel leichter, weil Herr Leevend stets mit eignen Augen sehen will was an einer Sache ist; dies wissen Sie noch aus Erfahrung.

Ist dies nun alles so recht? Sollte man, wenn man auf die Weise zu Werke gieng, nicht selbst Ihre Predigten des Socinianismus verdächtig machen können? . . . Genug davon, es ist zu bitter! Ich muß noch ein Wort über die auf den Herrn Leevend angewandten Schriftstellen sagen. Vom bunten Josephs rock wollen wir nicht mehr reden; so was ermüdet auf die Dauer. Dergleichen Galanterien sind, um jetzt nicht mehr davon zu sa

gen, nicht im mindesten nach meinem Geschmacke.

Einen gewissen Prediger, den nehmlichen meine ich, von dem sie das: Sie haben meinen Herrn weggenommen, auf der Kanzel sagten, habe ich als einen spaßhaften Bischoff kennen gelernt, eine Gabe, mit der er in früheren Zeiten sehr zu wuchern pflegte. Nach der Hand, nachdem man so verzweifelt wider den Wis zu eifern beginnt, hat das so keine Art mehr. Um aber doch seinem Hange noch einigermaßen zu folgen, ohne den Namen eines innigen Mannes aufzugeben, spaßt er geistlich, und sagt Artigkeiten, mit denen sich durchkommen läßt, — nur wahrlich nicht bey mir. Ich bin nicht halb so bange vor dem natürlichen, als vor dem geistlichen Wize. Ein solcher frommer Wis ist durchgehends falscher Wis; und von dieser Sorte ist ziemlich viel in Ihrer Recension des Leevendschen Gedichts zu finden. Dies bey Seite gesetzt frage ich Ew. Hohehrwürden ernstlich, in welchem Buche der heiligen Schrift stehet es geschrieben, daß Gott den Menschen geschaffen habe, um seine Strenge zu bewähren? — Lev

sen Sie mit Beyseitefetzung Ihrer Systemsucht das Kapitel des Briefes an die Römer, welches Sie im Sinne hatten, so werden Sie sehr deutlich finden, was der Apostel sagen will. Doch wozu halte ich mich dabey auf? Ew. — wissen längst wie ich hierüber denke, und haben in Ihren akademischen Jahren meine Beweise in meinen Vorlesungen gehört.

In Absicht der löchrigten Brunnenfrage ich mit eben dem Ernste: Was haben Moloch, Astaroth und andere Götzen, von denen Jeremias in dieser Stelle spricht, mit den Schriften der Gottesgelehrten gemein, die Sie in Ihrem Briefe hernennen? Ich, der ich diese Schriften wirklich gelesen habe, sehe das nicht ein. Es ist schlechterdings unwar, daß in den Werken dieser gelehrten Theologen kein Tröpflein Wasser aus der Quelle des Lebens anzutreffen sey. Ich hoffe, möcht ich beynaher sagen, daß Sie keine einzige dieser Schriften jemals in der Hand gehabt haben, sonst . . .

Eine Anmerkung noch. Der Unglaube ist etwas so Unnatürliches, eine dem menschlichen Herzen so ganz nicht angemessne Thorheit, daß man fast allemal seinen Grund nicht in dem

Geiste der jungen Leute, wohl aber in einer tadelnswürdigen Erziehung zu suchen hat. Die tollern, die anstößigen, die gerade gegen die gesunde Vernunft an streitenden Begriffe, die man in die Kinder hineinsproßt, sind nur gar zu geschickt zum Leichtsinne zu verleiten. Auf wessen Rechnung kommt das nun eigentlich? —

Herr Leevend ist ein vortrefflicher Kopf; er studirt mit großer Application, und lebt wie ich wünschte daß nicht nur meine Zuhörer, sondern alle, alle junge Leute leben mögten; er hat starke Leidenschaften, und was er will, das will er nie mittelmäßig; er hat die wahre Anlage zu einem großen Manne, und wird es werden, wofern ihm im Laufe seiner Studien keine unwürdigen Hindernungen in den Weg geworfen werden. Lassen Sie sich folglich in Ihrem Leben nicht einfallen, daß ich einen so viel versprechenden Jüngling ausstoßen werde! Ich liebe ihn, und werde ihn vertheidigen, so lange er es verdient. Sparen Sie demnach lieber die Mühe, mir zu rathen, was ich zu thun habe; ich weiß was mir Pflicht ist, und bestrebe mich sie stets zu erfüllen. Ich bin u. s. w.

Sechs und dreyßigster Brief.

Hedwen Renard an Adélaïde Leebend.

Dein vorgestriger Besuch, liebe wichtige Freundin, hat mich außerordentlich aufgeheitert. Du bist doch ein originales Geschöpf! Du maltest wieder ein wenig sehr in Hogarth's Manier. . . Weißt Du was? Everards würde Dich so wenig zur Frau haben mögen, als Du ihn zum Manne; aber er findet außerordentliches Vergnügen an Deinen muntern Einfällen. Er sagt, und behauptet daß er es aus Kenntniß sage, niemand auf der Welt würde so gut mit Dir zurecht kommen, als Herr Nyzig; von sich selbst bekennt er in Demuth, daß er sich mit einem so muthwilligen und wichtigen Mädchen nicht zu rathen noch zu helfen wissen würde. — Was mich sehr amüßet, ist die Gleichgültigkeit, die Du in Hinsicht auf Nyzig affektirst, und Wunder glaubst, wie Du uns damit hinter's Licht führst! Gute Adèle, Du bist verliebt so gut wie Eine! und ich will wetten, der scharfsichtige Nyzig weiß das so gut aus Deinem Benehmen, und selbst aus den Eulenspiegelleyen

Womit Du es verbrämst, herauszukalkuliren, als ich aus einigen Stellen Deiner Briefe. Ich sehe daraus, daß es sehr wahr ist, was ich neuerlich in einem berühmten deutschen Romane las: „es sey leichter ein glühendes Eisen in seinem Busen verborgen zu tragen, als Liebe.“ — Sie verräth sich durch alles . . . oder um mich bestimmter auszudrücken: Alles wird an ihr auf mancherley Weise zum Verräther, das Sprechen wie das tiefe Schweigen von dem und dem; der Blick, der stets auf den nehmlichen Gegenstand magnetisch gezogen wird, wie der, der ihn stets vermeidet; eine gewisse Art der Gegenwart des Geistes, wie eine anhaltende Abwesenheit desselben, et cetera, et cetera. Schreiben muß man nun vollends nicht, wenigstens nicht an Leute die uns kennen, sonst . . . Aber hör, vielleicht machst Du es Dir selber weis, daß Nuzig Dir gleichgültig sey? — Nu, dann werden Zeit und Umstände Dich schon belehren was an der Sache ist.

Ich muß gestehen, er weiß artig mit so einem Wesen, wie Du bist, umzuspringen. Wenn Du Dir so sauer thust ihm etwas zu bedeuten,

was er nicht für gut findet zu errathen, so ist er so ganz die liebe klare Einfalt, daß er sehr viel Verstand besitzen muß, um die Rolle so natürlich spielen zu können. Grüß ihn herzlich! willst Du?

Apropos — um von etwas Anderm zu reden: weißt Du wohl, daß Deine ehrsame Tante, Ihre Hochfreyherrliche Gnaden, die Frau Baronne von Fridderac hier sind, und nebst ihrem Herrn Gemal im Wapen logiren? Es ist gut, daß ich in der Lage bin, nicht ausgehen zu können, sonst würde ich in der fatalen Nothwendigkeit seyn, mit dem lieben Paare allenthalben herumsteigen zu müssen. Heute früh erhielt ich eine Karte, vermittelst welcher ein Herr und Madame de Fridderac in sehr schlechtem Französischen um Erlaubniß baten mir ihr Compliment machen zu dürfen. Von einem Baron de Fridderac hatte ich wohl gehört, aber eine Dame des Namens kannte ich nicht. Ein Lakay, oder vielmehr die theure Zeit in der ausgehungerten Figur eines Lakayen mit Achselschlingen auf der Schulter, und einer weißen Feder auf dem Hute, belehrte mich, wer seine Dame sey. Aus bloßer Neugier nahm ich sie

an. — Besäße ich das Talent meiner drolligsten Freundin, so sollte mein Brief Dir ein paar Kabinettstücke überbringen, die Deiner würdig wären. Jetzt kann ich Dir nur einfältiglich sagen: die gnädige Frau war frisirt wie ein Mädchen von sechzehn Jahren, — was ich Dir sage! im bloßen Haar, wenn Du nicht einen Rosenkranz für Etwas rechnest. Die traurigen, saffranfarbigen Reste ihrer verwelkten Schönheit wurden nicht einmal durch eine Rose, geschweige von einer Gaze beschattet. Sie hatte weiße atlasne Schuhe an, mit Henri quatres, die bis an die Sohlen giengen; und so in allem übrigen. Die rosafarbne Robe mit weißen Agréments kennst Du noch? Nach Deiner Familie erkundigte sie sich nicht; und ich fand gut den Punkt ruhen zu lassen. Monsieur le Baron ist noch eitelhafter als seine chère épouse, schmierig wie ein Friseur, prächtig wie ein Theaterkönig, coëffirt als wenn er aus einem Mehlsacke gekrochen wäre, mit zwey Uhren und zwey Sabatieren, mit einem goldnen Degen, und sehr en peine mit den tendres caresses seiner köstlichen Rippe! Was mich wider meinen Willen fast zum Lachen gebracht hätte, war der Kar-

min, womit der alberne Narr, Dein gnädiger Herr Ohm, sein Gaunergesicht wohl so dick beklebt hatte, wie die grauköpfige Narrinn. Wie ich ein Paar! Wie verlachenswürdig machen die Thorheiten der Jugend ein fortgerücktes Alter! Jetzt betrachten sie, glaub ich, das Sehenswürdigste in der Stadt, und morgen Abend, wenn Du Lust hast, kannst Du sie im zweyten Balkon sehen. Dies hörte ich so im Vorbeygehen.

Ich hoffe, Du hältst Dein Versprechen, mich recht bald wieder zu besuchen.

Sieben und dreyßigster Brief.

Wilhelm, Lebend an seine Schwester.

Hey mir heißt es nicht: Aus den Augen, aus dem Sinne. Ich bin nun schon seit so viel — Stunden von Euch Lieber: aber wenn Du mich auch nicht mit einem Briefe erfreuet hättest, so würde ich dennoch, wenn auch nicht an

Mutter, die ich herzlich grüße, doch gewiß an Dich geschrieben haben.

Du weißt meine Absicht und Reiseplan; wenn Du also nicht zu viel Eil hast, und ich gegen die Zeit zurück seyn kann, so komme ich zu Deiner Hochzeit. Wenn Herr Everards nicht kommen sollte, bin ich sehr gern Hedchens Partner. Aber darf ich Dir auch ohne ein Hochzeitgedicht unter Augen treten? Liebes Mädchen, ich würde diese Art des Wises sehr ungeschickt handhaben! Und überhaupt, Liebe, ich reime wohl zuweilen zu meinem eigenen Behuf, aber ich würde mir einen schlechten Begriff von den Einsichten desjenigen machen, der mich für einen Dichter halten könnte.

Nun noch zwey Worte an meinen künftigen Herrn Bruder. Von ganzem Herzen wün'ch ich Ihnen Glück zu meiner Adèle! Viel Gutes von ihr sagen, das kann ich nicht; — sie ist mir zu nahe als daß ich sie rühmen dürfte. Sehr viel Böses von ihr zu sagen? Sie ist meine Schwester; und wie Adèle sagt: Das Blut kriecht, wo es nicht gehen kann. Nehmen Sie demnach das Mädchen wie es ist. Je minder sie Ihnen jetzt gefällt, desto mehr wird

sie Ihnen künftig gefallen. Zudem glaube ich
 daß Sie einen sehr genauen Preiskourant ihrer
 Tugenden und Fehler haben. Sie besitzen mir
 so das Ansehen eines Mannes, der eben so we-
 nig im Negoz, als in der Wahl einer Gattinn,
 mit eines Andern Augen sehen will. Das muß
 ich Ihnen aber sagen: ihr Abgott, dem sie schon
 mehrmals alles aufopferte, heißt Plage-
 geist; den müssen Sie zerstöhren. Schwört
 sie diesem ab, so werden Sie finden, daß sie
 eine Menge guter Eigenschaften besitzt, und Sie
 werden mit einer Frau sehr vergnügt leben kön-
 nen, die zwar keine Schönheit ist, aber doch
 dem Auge eines verständigen Mannes gefallen
 kann.

Meines Theils hoffe ich Sie stets zu über-
 zeugen, daß ich den höchsten Werth auf die
 brüderliche Gewogenheit eines so hochachtungs-
 würdigen Mannes setze. Ich umarme Sie
 beyde u. s. w.

Acht und dreyßigster Brief.

Oberst Udo van Sytsama an den Obersta-
wachmeister Heinrich Beldenaar.

Wundern Sie sich nicht, lieber Major, über
mein Stilllichweigen. Seit ich mich hier bes-
finde, gehöre ich so wenig mir selber, daß ich
weniger als je im Stande bin viel zu schreiben.
Indessen, ich versprach Ihnen Nachricht, und
Hiemit, mein lieber Freund, erfülle ich mein Ver-
sprechen so gut ich kann.

Kaum war ich hier angekommen, so trieb
mich meine Unruhe nach dem Hause in welchem
Sie geböhren und aufgewachsen sind. Ich
wurde gemeldet, Madame Beldenaar empfing
mich, und ich überreichte ihr Ihren Brief. Ihr
Herr Vater hatte die Güte sich von seinem Zim-
mer zu bemühen. Welch ein wahrhaftig ehr-
würdiger Mann! Ich grüßte ihn mit Ehr-
furcht, und er bewillkommte mich auf eine Art,
die nur ihm gehört. Ihre Schwester war nicht
zugegen. Wie das Theewasser kam, wurde die
Gartenklocke angezogen, und nun sah ich sie,
einen lieben rothbackigen Jungen auf dem Arm,

und zween etwas größere ihr zur Seite aus einer Allee kommen. Sie war, da sie keinen Besuch erwartete, in einem weißen Negligé; von meiner Anwesenheit wußte sie nichts. Ohne mich zu entschuldigen, oder um Erlaubniß zu bitten, war ich zum Zimmer hinaus, ich begegnete ihr auf dem Vorplatze unter der Linde. Was ich sagte, davon bin ich mir nichts bewußt; aber das weiß ich, daß mein Herz gewaltig schlug, als ich sie nach reichlich zwey Jahren wieder sah. Sie war sichtlich bestürzt; aber wir befanden uns schon an der Hausthür. Sie schwieg.

Während des Thees hatte ich nichts zu thun als tausend verbindliche, meinen Freund betreffende Fragen zu beantworten. Mein Auge konnte sich an Ihrer liebenswürdigen Schwester nicht sättigen. Hätte Ihre Jugend nicht das Gegentheil bezeugt, so würde man sie für die Mutter dieser Kinder gehalten haben. Madame Weldenaar hatte ein wenig Fieber, daher rührte ihre hohe Farbe und die große Lebhaftigkeit in den Augen. Mein Herz stieß über, als ich sah, wie zärtlich diese theure Frau von ihrem Gatten und ihrer Tochter behandelt wird;

wie die letzte die Kinder besorgte, und wie still und ordnungsvoll alles zugieng. Meine Gefühle müssen sich außerordentlich stark in meinem Gesicht ausgedrückt haben, denn Ihre Mutter sagte: „Das ist so, Herr Oberst! ich bin „eine sehr glückliche Gattinn, und eine sehr „glückliche Mutter.“ — Ich küßte sehr gerührt ihre Hand: „Gott gebe, Madame, daß „Sie das noch viele, viele Jahre seyn mögen!“ — „Was hätten wir dann,“ rief Herr Veldenaar, „wohl mehr noch von dem zu „ersehen, meine Liebe, der uns ein so vollkommenes häusliches Glück genießen läßt! . . . „aber. . .“

Sein Herz war voll! gleichwohl faßte er sich so gut, daß die Heiterkeit wieder in seine Züge zurückkehrte.

„Nicht so kleinmüthig! sprach sie: es war schon viel schlimmer, und ich bin wieder so weit hergestellt.“

Ihre Schwester, die den jüngsten Knaben auf dem Schooße hatte, suchte ein paar wehmüthige Thränen hinter der blühenden Wange des Kindes, welches ihr zulächelte, zu verbergen; sie drückte es mit Zärtlichkeit und einem unke-

schreiblichen Ausdruck der Rührung an ihren Busen. Der Stuhl brannte unter mir. Ich that in großer Bewegung einige Schritte im Zimmer; meine Augen begegneten den ihrigen. . . Das Gefühl überwältigte mich! ich schlang den Arm um sie und den Kleinen, drückte beyde an meine Brust, und küßte eine theure Thräne von dem Händchen des Kindes.

Ohne Zweifel fand Ihr Herr Vater es nöthig, diesen für seine Frau viel zu herzangreifenden Auftritt zu endigen. „Vielleicht,“ sagte er, „amüßet es den Herrn Obersten, die Schöpfung unseres Heinrich ein wenig in Augenschein zu nehmen? In einem Pfarrgarten werden Sie freylich weder Pracht noch Gegenstände der Bewunderung erwarten; aber die Anlage, der viele Raum den man hat, sich müde Beine zu holen, ohne zu oft auf die nehmlichen Stellen zu kommen, Abwechslung malerischer, mitunter romantischer Aussichten, und einige liebliche Plätzchen sind vielleicht so glücklich Ihre Aufmerksamkeit einen Augenblick auf sich zu ziehen. Ich glaubte ihn merklich verbessern und vergrößern zu können, ohne ihn sobald einem Nachfolger abtreten zu müssen. Die Folge hat

meine Erwartung gerechtfertigt; ich lebe hier bereits sechs und zwanzig vergnügte Jahre. Mein Sohn Heinrich ist kein unglücklicher Gärtner; er hat unter Anführung seines seligen Großvaters, alles dieses so verbessern helfen. Das Meiste ist sein Werk." —

Ich ließ mich sehr bereit finden, denn ich war froh in die freye Luft zu kommen. Daß ich bey jeglichem Schritte in Erstaunen gerieth, brauche ich wohl nicht zu sagen. Besonders überraschten mich die Aussichten auf den fernen Wald, auf die Ruinen, und auf die Kirche, die, halb hinter dickbelaubten Bäumen versteckt, ihren schönen Thurm majestätisch über dieselben erhebt. Sie müssen sich sehr früh an diese Ihre Schöpfung gemacht haben, mein lieber Freund, denn vor allem das Boskett ist schon sehr erwachsen. O, dacht ich, wie glücklich ist, wer hier an den rauschenden Fälln dieses Wäldchens, in diesen Schatten an der Seite einer Jacobi ne wandelt, ruhet, den Werth des Daseyns fühlt! —

Während ich hier mit Ihrem Herrn Vater allein spazierte, trug ich ihm ohne Umschweife mein Anliegen vor. „Dominé,“

sprach ich: „Sie errathen ohne Zweifel, was mich zu Ihnen führt. Ich liebe Ihre Tochter. Ich komme um zu erfahren, ob ich mit Ihrer und Ihrer Frau Bewahlinn Genehmigung fortfahren darf hier zu kommen, und bey dem lieben Mädchen selbst mich zu bewerben. Meine Familie ist bekannt, mein Vermögen ansehnlich, ich habe niemanden von mir selber Rechenschaft zu geben: aber ich bin Soldat, und mache mich nicht anheischig den Dienst zu verlassen. Meine Gattinn wird sich entschließen müssen, mir zu meiner jedesmaligen Garnison zu folgen. Darf ich Sie bitten, dies alles mit Madame in Ueberlegung zu nehmen?“

„Von meiner Seite, erwiederte er, bedarf das keiner Ueberlegung; ich fühle alles Ehrenvolle Ihres Antrags; Ihr Charakter, Ihre Umstände sind mir und meiner Frau bekannt! wenn unsere Tochter sich zum Heyrathen entschließt, wem könnten wir sie wohl mit größerem Vergnügen geben, als dem Obersten van Snyssam? Das Uebrige, Herr Oberst, muß Jacobine entscheiden.“

Ich drückte dem ehrwürdigen Manne dankbar die Hand, und bat ihn um die Dauer seis

ner gütigen Gesinnungen. Wie wir nach dem Hause zurückkehrten, hatte ich die Freude Ihre Mutter und Schwester nebst einigen Kindern unter dem schattigen Baume am Eingange des Gartens anzutreffen. Das Fieber hatte merklich nachgelassen. Jetzt sah ich die lieben Kinderchen, und darunter zween Knaben, die sich auf Stockpferden tummelten, zum ersten Male mit einiger Aufmerksamkeit. Alle liefen dem Vater in die Arme. Zwey davon fieng ich auf, ein allerliebstes kleines quecksilbernes Ding von Mädchen, und einen schönen Knaben von etwa fünf Jahren, Dietrich, glaub ich, heißt er. „Meine Kinder, sprach Madame, sind ein wenig lebendig und dreust; aber, wenn sie es zu arg machen, so schicken wir die Freunde weg; das wissen sie.“ — Ich erwiederte: das Völkchen sey mir zu lieb, als daß ich eine Deportation gern sehen würde. — Das kleine Mädel war von meinem Portepée entzückt, und meinte das würde ein löstliches Gängelband seyn, die große Puppe laufen zu lehren. Ich lachte herzlich, und versprach ihr ein eben so schönes Laufband. — Aber es ist unmöglich, Ihnen alle die lieben Kleinigkeiten zu erzählen, die mir

jetzt so angenehm sind. Himmel! bin ich der
 steife, einförmige, immer in sich selbst verschlossene
 Sytsamä? Bin ich der kaltblütig gleichgültige
 Mann, der noch nie seine Aufmerksamkeit auf
 ein Kind fallen ließ? der zufrieden war Gutes
 zu thun, ohne sich darum zu bekümmern ob er
 es auch auf eine gefällige Art thue? — Was
 for, Sie werden mich nicht mehr kennen! Stel-
 len Sie sich jetzt Ihren Freund über alles was
 er sieht in einer immerwährenden Entzückung
 vor. Ich werde durch diese liebenswürdigen
 Kinder — ich möchte sagen, aus dem Kreise ge-
 rissen, in dem ich bisher mich bewegte. Jers-
 des hat etwas zu fragen, zu erzählen, zu zeis-
 gen. Jertchen zeigte mir schon am zweyten
 Tage ein Bilderbuch, welches ihr Herr Helder
 geschenkt hat. Wenn das Kind so bey mir
 steht, und mit ihren lieben Augen und etwas
 emporgehobnem Gesichtchen mir Altes und Neues
 vorplaudert, „wie lieb sie ihre Schwester Jac-
 cobitte, und ihre Tante Stienchen eben auch
 hat,“ dann, — wirklich Freund, dann könnt
 ich den kleinen Engel mit Küffen ermüden.

Wie glücklich macht mich der Zutritt zu dies-
 ser edlen Familie! Ihre Schwester geht freunde

lich mit mir um, und hat nichts von dem Ge-
 künstelten, welches mir allenthalben so zuwider
 ist, und mich hier betrüben würde. Ich bin
 hier den ganzen Tag wie im Himmel, und reite
 des Abends nach dem nahen Städtchen. Ihre
 Frau Mutter unterhält sich viel mit mir. Ich
 weiß nicht ob ich je für irgend eine Person so
 ehrfurchtvolle, durch Liebe gemilderte, durch
 Mitleid geläuterte Gefühle in meinem Herzen
 trug, als für diese verständige und aufrichtig
 fromme Frau. Mit Ihrer Schwester sprech
 ich noch viel mehr. — Was hilft mir Reich-
 thum, Leben, alles was ich mein nennen kann,
 wenn sie die Meinige nicht werden will! Und
 wie schwach ist meine Hoffnung!

Die folgende Unterredung wird Ihnen hiez
 über Licht geben. Als wir vor einigen Tagen
 in ihrem geliebten Postett spazierten, suchte ich
 sie zu bewegen mir einige Hoffnung zu geben.
 „Sie wissen,“ sprach ich, „daß ich durch und
 durch Simplicität bin, und hätte ich auch die
 Gabe, Ihnen was man Fleurettes nennt, sa-
 gen zu können: so würde meine Hochachtung
 für Sie es mir nicht erlauben. Ich sage Ih-
 nen bloß was ich empfinde, und auch das mehr

um mein Herz zu erleichtern, als um Sie zu überzeugen, denn sollte es wohl möglich seyn; daß Ihnen der geringste Zweifel aufsteigen könnte, ob ich Sie liebe? Eben so wenig begreife ich, wie ein Herz das Sie so erfüllen, Ihnen etwas Galantes vorschwätzen könnte? Ich fühle, wenn ich so frey, so allein mit Ihnen bin, daß eine behagliche Schwermuth sich über meine Seele verbreitet, gegen die die Freude^sfade ist, deren wahre Ursach ich aber nicht erklären kann.“ —

Ihre Schwester schwieg; sie schien um eine Antwort verlegen zu seyn. Ich war desto wortreicher, und fuhr fort: „Ihre Eltern haben mich beyde versichert, daß sie meine Absichten genehmigen, wenn Sie sie billigen. Ich wünschte es wäre umgekehrt, daß ich Sie auf meiner Seite, und Ihre Eltern zu überwinden hätte! denn was für Einwendungen ein so vernünftiges Paar auch wider mich haben mögte, so getraute ich mir, sie zu heben. Aber wofern Ihr Herz Einwendungen macht, womit kann ich denen begegnen? — Was kann ich sagen oder thun, wenn Ihr Herz mich nicht liebt? Schweigen, das ist alles, und mein unbedeutendes Leben ableben, ohne je der Freuden genossen zu

haben, deren Daseyn ich vormals kaum ahnete, und die mir nun, seitdem ich Sie kenne, nothwendig geworden sind! Sie sind die erste Person, die jemals einen Eindruck auf mein Herz gemacht hat. Meine Eltern starben früh, Brüder, Schwester, nahe Blutsfreunde hatte ich nicht. Niemand bekümmerte sich um mich, und ich war nie zuvorkommend. Man erzeigte mir Gutes, so lange ich unter Aufsicht stand, aber auch weiter nichts als Gutes; wahrlich ich wußte nicht, daß ich Leidenschaften hatte; daß ich die Fähigkeit besaß, glücklicher werden zu können. Von denen Freuden, die ich schon jetzt schmecke, wußte ich nichts. Selbst Ihr Herr Bruder stößte mir mehr Hochachtung und Theilnahme ein, als eigentliche Freundschaft. Diesen ganzen Schatz von schönen, edlen, seelenhebenden Gefühlen habe ich bloß Ihnen zu danken. Seit ich Sie liebe, gewinnt alles ein Interesse für mich. Nun ich alles genießen lerne, sind tausend Dinge mir nicht mehr geringfügig; die ganze Natur sehe ich in einem viel heiterem Lichte. Könnten Sie einen Mann von sich entfernen, den Sie so lehrten glücklich seyn zu können?

„Ich habe Ihnen mit Aufmerksamkeit zu gehört, erwiederte sie, und glaubte, Sie nicht unterbrechen zu müssen. Warum sollte ich zu verhehlen suchen, daß Sie mir nichts weniger als gleichgültig sind, und daß ich, wenn die Umstände es verstatteten, Ihnen desfalls keinen Zweifel übrig lassen würde? Ich erkenne Ihre Verdienste, und weiß den Werth eines Herzens wie das Ihrige zu schätzen.“

„Edelmüthiges Mädchen!“ Das war alles was ich in meiner unaussprechlichen Entzückung rufen konnte. Ich drückte ihre liebe Hand an mein Herz, an meine Lippen! Nie sah ich sie so reizend.

„Aber, Herr Oberst,“ fuhr sie fort, „die Umstände erlauben es nicht; Sie setzen mir unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Ich bin zu Erfüllung ganz anderer Pflichten berufen. Werfen Sie nur einen flüchtigen Blick auf unser Hauswesen, so müssen Sie sich überzeugen, wie nothwendig ich hier bin. Würden Sie eine Gattinn schätzen, die ihre Pflichten gegen eine solche Mutter irgend einer Absicht, irgend einem Wunsche aufopfern konnte? — Entschlagen Sie sich meiner, Herr Oberst! . . . Ich kann

das nicht mit leichtem Herzen aussprechen, in dessen ich mußte es sagen! ich muß es wiederholen: entsagen Sie dem Wunsche, mich auf eine andere Art glücklich zu machen, als durch das Bewußtseyn, meinen Eltern von einer unbezahlbaren Schuld so viel abgetragen zu haben, als ich konnte. Ich werde diesen Ihren Wunsch beständig für die größte Ehre meines Lebens halten; als Freund unseres Hauses werde ich Sie allemal mit Vergnügen sehen, und wenn Sie einem würdigen Frauenzimmer Ihre Hand geben, werden meine innigsten Segenswünsche Sie stets begleiten. . . Jetzt dünkt mich, ist es am besten, wir gehen nach Hause.“

„O, bleiben Sie noch Einen Augenblick! Ich fühle mich außer Stand Ihnen zu folgen! Eine Andre? Ich einer Andern meine Hand? Vestes Mädchen, Sie kennen die Größe meiner Liebe nicht! Wenn Sie mich nicht durch Ihre Hand. . . Gott! ich sehe Sie kennen mich nicht!“

„Besser vielleicht, Herr Oberst, als Sie selbst sich kennen! Gerade auf diese Kenntniß gründet sich meine Hochachtung. Aber wie ich Ihnen sagte, die Hindernisse sind unübersteig-

lich.“ — „Welch ein Wort sprechen Sie da
 aus!“ rief ich im bittersten Schmerze. —
 „Ein Wort, erwiderte sie sanft, das Wahr-
 heit und Nothwendigkeit mir in den Mund les-
 gen. Alles, was ich mir von Ihnen erbitte,
 ist dieses: Urtheilen Sie selbst! Sie sehen in
 welchem Zustande meine Mutter ist; Sie sehen
 fünf Kinder, deren jedes Aufsicht, Hülfe, Schutz,
 Unterricht, Erziehung nöthig hat; Sie sehen
 daß ich schon jetzt hier unentbehrlich bin; das
 Leben meines Vaters hängt an dem Leben sei-
 ner zärtlichgeliebten Frau. Würde ich recht
 handeln, wenn ich mein Schicksal näher mit ei-
 nem Manne verknüpfte, dessen Lage mich von
 diesem Hause entfernen würde? Sollt ich eine
 Mutter — ach, kennten Sie diese vortreffliche
 Mutter nur ganz! — eine solche Mutter ver-
 lassen, während sie am Rande des Grabes
 schwebt? einem schon so tief in die Jahre ge-
 rückten Vater den Trost rauben, dessen er dann
 so bedürftig seyn wird? diese fünf Unmündigen,
 die meiner nicht entbehren können, die mir so
 nahe am Herzen liegen, fremden Händen. . .
 Aber genug! Sie begreifen selbst, daß ich das
 nicht kann, nicht darf.“

Sie schloß einige Augenblicke, als wenn sie meine Antwort erwartete. Ich war nicht vermögend zu reden, ich konnte sie bloß ehrfurchtvoll anstaunen. Solch ein Wesen, lieber Major, war mir noch nicht vorgekommen. Sie fuhr fort: „Sie sind kein Mann von dem modernen Schlage; warum sollt ichs Ihnen nicht sagen dürfen, daß meine Begriffe von Religion mir nicht erlauben anders zu handeln? Mein Gewissen sagt mir, ich sey verbunden auf dem Posten zu bleiben, auf den mich die Vorsehung gestellt hat, das heißt: die Mutterstelle bey diesen Kindern zu vertreten. Warum sollt ich es Ihnen, mein Freund, (hier drückte sie mir sehr ernstlich die Hand,) verhehlen, daß ich mich dieser Bestimmung sehr willig unterziehe? — auch jetzt willig unterziehe, nun sie mir, wenigstens Anfangs, einige vielleicht nicht heitere Augenblicke kosten wird?

Haben Sie die Güte alles dieses zu überlegen; setzen Sie sich ganz an meine Stelle; dann wird mein Entschluß mir in Ihrer schätzbaren Achtung gewiß nicht schaden.“

„In meiner Achtung? — Liebe, ich erstaune vielmehr über Ihre Größe! ich . . .“

„Keine Komplimente, fiel sie mir ins Wort, die Sie in dem ersten kühleren Augenblicke zurücknehmen würden. Wenn man weiter nichts thut als nur gerade so viel, wie Pflicht und Schuldigkeit von jedem Kinde fodern, so hat man nur gut gehandelt, und bey weitem noch nicht groß. Ich weiß, daß der Oberste van Sytsama richtigere Begriffe von Größe hat.“ —

Sie bat mich nochmals, nach Hause zu gehen. Ich folgte ihr mechanisch. Unvermögend meinen inneren Zustand zu verbergen, zog ich mich früher in mein Quartier zurück, und schrieb bis hierher an der Fortsetzung dieses Briefes, den ich aber nicht eher schließen und endlich einmal absenden will, bis wir von Beckenhof zurückkommen, wohin wir auf den Mittwoch zu Mittage gebeten sind. Wenn Ihre Frau Mutter so bleibt wie jetzt, so wird sie von der Partie seyn. Madame Helder wird ihr ihre eigne Equipage senden.

*

*

*

Mittwoch Abend.

Wir fuhren bey guter Zeit mit Ihrer Mutter und zwey von den Kindern nach Beekenhof. — Gütiger Gott! ich weiß nicht wie ich von hier wieder wegkommen soll! Ist's möglich, daß ein Mensch so glücklich seyn, und doch noch so viel zu wünschen übrig haben kann? — Doch von Beekenhof und nicht von mir soll ich schreiben. Domine Weldenaar machte mir unterwegs eine Idee von der Familie. „Man lebt, sagte er prächtig, aber ohne Gene, und in aller Ungezwungenheit des Landlebens auf Beekenhof. Herr Helder ist ein Mann von vielem Verstande, der viel reisete, viel beobachtete, und viel gelesen hat. Er ist ein ernster und aufrichtig frommer Mann; jeder Zug seiner Physiognomie bezeichnet erhabne Tugend; er kann freundlich seyn, und ist gegen Jedermann bescheiden und höflich. — Bey Madame Helder finden Sie die höchste sittliche Vollkommenheit. Sie ist voll gesunder Vernunft, gesezt, immer sich selber gleich, beständig, wohlthätig. Sie hat ihre besonderen Meynungen, das weiß ich; aber sie verlangt von keinem Menschen, daß er so denke wie sie, und spricht mit Leuten, die

von ihrer Vernunft keinen Gebrauch machen, nicht gern viel über Dinge, von denen sie weiß daß sie ihnen sonderbar scheinen müssen. — Madamsell Helder ist eine große Schönheit, und dabey sehr liebenswürdig. Sie verbindet ungemein viel Verstand mit einem vortreflichen Herzen, und obgleich sie in der Welt lebt, so lebt sie doch nicht für die Welt. — Der junge Herr besitzt weder die Tugend, noch den Verstand, noch das Sinnnehmende seiner Schwester, aber er ist ein sehr guter junger Mensch vom gewöhnlichen Schlage, und was ihn schätzbar macht, sehr unsträflich von Sitten.“

Mit diesen Vorkenntnissen gerüstet kam ich an. Die junge Dame empfing ihre Freundin mit Entzückung; das gieng mir ans Herz! Die übrigen Personen begrüßten und empfingen einander mit Herzlichkeit. Ihr Vater stellte mich der Madame Helder vor. Ich wurde mir ein wenig zu viel Distinktion aufgenommen. Der Landstz ist fürstlich, und nicht mit jener kleynlichen Verzierungen versumfeyet, die da gerade so zu Paffe kommen, als Bonmots in einer Epopöe. Herr Helder scheint auch in diesem Stücke seinen Geschmack an der wahren

großen Simplicität, wovon unsere reichen Leute so wenig Begriff haben, zu bewähren. Dem jungen Herren fehlt nichts als ein wenig mehr Umgang mit Leuten von Welt und feiner Lebensart, doch ohne daß seine Sitten die Kosten trügen. — Seine Schwester? Nun, wofern es einem Manne von Verstande je zu Gute zu halten wäre, um eines Frauenzimmers willen ein Narr zu werden, so könnte diese ihn entschuldigen. Bey dem allen, und unter uns gesagt, mich würde diese junge Dame bey weitem nicht so glücklich machen können, als Ihre Schwester. Dies ist keineswegs ein Tadel für Mamsell Helder; es beweiset bloß, daß, zum großen Glück der Erde, nicht alle Menschen auf die nehmliche Weise sehen, wahrnehmen und empfinden; und mehr war ich auch nicht willens damit zu sagen. Ja, Sie haben Recht, Major! sie ist schön. Ich kannte im Auslande eine Fürstinn, die ich würtllich in ihr wieder zu sehen glaubte. Ich vermuthe, mein Geheimniß muß ihr bekannt seyn, denn sie sah mich mehrmals so durchdringend an, daß ich ihr Auge nicht ertragen konnte. Wir giengen viel selbdrute spazieren, und ich mögte fast behaup-

ten, daß bloß die Anwesenheit ihrer Freundin sie froh machte; denn ich müßte mich sehr irren, oder ich habe sie zweymal auf einem halb erstickten Seufzerchen ertappt. — Auch glaube ich daß Ihre Schwester dem jungen Herrn Helder wohl nicht so gleichgültig ist, als er ihr.

Zwischen Madame Helder, die sich zu uns gesellte, und den beyden Demoisellen wurde viel über einen Herrn Leevend gesprochen, der, wo mir Recht ist, zu Leiden studirt. Jacobine scheint sehr seine Freundin zu seyn, Madame Helder aber hatte, so dünkt mich, etnige Bedenklichkeiten, und schien vieles in seinem Betragen zu mißbilligen. Mamsell Helder, die neben mir auf der Nasenbank saß, sagte nichts dazu, aber, indem sie ihre schöne rechte Hand mit der andern umfaßte, besah sie die Spitzen ihrer Finger mit großer Aufmerksamkeit. Auch warf sie zuweilen einen verstohlenen Blick auf Jacobinen, und erröthete ein paar Mal ganz alleckelbst. Um Ihre Frau Mutter nicht der späten Abendluft auszusehen, brachen wir früh auf, und ich mußte bey Ihren Eltern zum Abendessen bleiben.

Freund, es ist mir fast unmöglich, von Ihrer Schwester zu scheiden. Und vollends diesen Ort zu verlassen. . . Gleichwohl muß ich nach meiner Garnison! meine Zeit ist bald um!

Neun und dreyßigster Brief.

Amélie Belcour an Wilhelm Seevend.

Mein Herz trauert über unsere liebe Dulderinn! Sie hat seit dem vorigen Male da ich sie sah, so abgenommen, daß ich an ihrer Wiederherstellung verzweifelte. Mit welchem Schmerze nahm ich wahr, daß sie nur bloß durch Sie noch an diesem Leben hängt. Ich habe sehr ernstlich über Sie gesprochen. Das unglückliche Mädchen hält sich überzeugt, daß sie mit der Anlage zu ihrer Krankheit gebohren ist. Es ist wohl wahr, ihre Mutter, deren lebhaftes Ebenbild sie ist, starb auch an der Auszehrung, aber beyder war es eben so wenig wie bey Lottchen erbliche Anlage, denn wir kennen die Veranlassung.

nur zu gut, die ihr in ihren letzten Jahren diese Krankheit zuzog. — Lottchen lächelte, und das gieng mir durch die Seele, als sie merkte, daß ich ihre sichtliche Abnahme an ihrem Arm betrachtete: „Ich war nie eine Beauté von einigen hundert Pfunden, liebe Belcour!“ — Sie klagt über nichts; sie gestand bloß, wie ich mich nach ihrer Ruhe erkundigte, daß sie fast gar nicht, und immer nur unterbrochen — eigentlich mehr schlummere, als schlafe. „Ich hoffe doch nicht, bestes Lottchen, daß Sie geheime Sorgen, daß Sie Kummer haben? daß Ihnen Unannehmlichkeiten, die Sie vor mir verhehlen, den Schlaf rauben? — (Sie hielt schweigend meine Hand in der ihrigen,) — Sie antworten mir nicht? Habe ich Ihr Mißtrauen verdient? Gute Lotte, bin ich Ihre Freundin nicht mehr?“ —

„Sie überhäufen mich mit so vielen Fragen! Eins für allemal, meine theure Belcour, ich schätze, ich liebe Sie; Sie sind meine wohlmeinendste Freundin; aber was könnt ich wohl zu verhehlen haben? Was für Geheimnisse könnt ich haben? was für Sorgen, wenn man übers

zeugt ist, daß man nicht viel mehr bedürfen wird?" —

„Ist Ihre Schwermuth bis zu dem Grade gediehen? Ach, Liebe, dann sind Sie sehr krank!“

„Schwermuth? O Sie irren! jene Vorstellung erheitert vielmehr jedes Mal meine Seele. Ja! ich glaube daß ich kein Jahr mehr leben kann; und doch leide ich keine Schmerzen, wiewohl ich mich krank fühle.“

„Nehmen Sie denn Ihre Arzneyen recht ordentlich?“

„Ziemlich, aber sie sind mir so zuwider!“

„Wenn Ihr Freund wieder zurück seyn wird, und Sie einzunehmen ermahnt. . .“

„Freylieh, der ist unwiderstehlich! Als ich, bald nach seiner Ankunft in Leiden, einen Anstoß vom Fieber hatte, gab er selbst mir immer die Arzney, und dann war ich sehr liebes bestes Pottchen. . . Er ist so theilnehmend, so mitleidend! Können Sie sich vorstellen, daß Wamsell Helder ihn nicht liebt?“

„Wie? so liebt er sie ohne Hoffnung? Vertrauet er Ihnen das alles?“

„Alles! Er verbirgt mir nichts; er weiß daß ich seine Freundin bin; und könnte er seinen Schmerz bey mir nicht ausklagen, wie unglücklich würde er seyn!“

Nun urtheilen Sie, mein werthester Leebend, über meine Bekümmerniß! — Ich setzte mich mit der Absicht, Ihnen recht viel zu schreiben, aber ich vermag es nicht. Der Zustand meines Lottchens greift mein Herz zu gewaltig an! Ach, sie wird das Schlachtopfer ihrer Liebe werden! . . . Welch eine traurige Aussicht für mein Herz, das sie mit mütterlicher Zärtlichkeit liebt! Ach, die Gelassenheit, die Fassung, die meiner Seele sonst so natürlich ist, verliert auf Einmal ihre gewohnte Stärke! — Es ist mir unmöglich meinen Brief zu verlängern. Leben Sie wohl, mein Freund!

Vierzigster Brief.

Wilhelm Leebend an Amalie Belcour.

Welche unaussprechliche Verpflichtung haben Sie mir durch Ihre beyden Briefe aufgelegt!

Ja, ich liebe, und zwar von meiner frühesten Jugend an, das einzige Mädchen das ich jemals werde lieben können: aber ich nehme den allerzärtlichsten Antheil an allem was mein Lottchen betrifft! Gern erkaufte ich ihr Glück auf Kosten des meinigen!

Sie sind mit mir zufrieden? Sie sollen es immer seyn; das fühle ich so deutlich, daß sich nicht viel darüber sagen läßt. Lottchen wird sich vielleicht über ihre Liebe betrüben können, aber sie wird niemals, niemals Anlaß haben sich Ihrer zu schämen.

Was muß ich jetzt thun? Zurückgeilen? Wegbleiben? Ich bin zu allem bereit, was ich ohne Lottchen zu betrüben thun kann. Denn Lottchen zu betrüben, dazu würden Sie, selbst Sie, mich nimmer bewegen.

Gut! streiten Sie mit Lottchen nicht mehr über die Natur ihrer Gefühle; es muß ihrer Delikatesse peinlich fallen, um so viel mehr nun sie weiß daß sie nicht wieder geliebt wird. Meine theure Demoiselle Belcour, ich weiß, daß Sie über sehr viele Schwachheiten erhaben sind; und gewiß sind Sie nicht sehr davon erbauet, daß ein Jüngling, den Sie Ihrer Ache

tung nicht unwürdig halten, so manche hat, denen er huldigt. Aber sind wir alle mit einerley Maaß von Gefühl aus den Händen der Natur gekommen? Sind unsere Schwachheiten alle unser eignes Werk? Würden wir, im Ganzen mit weniger Gefühl auch bessere Menschen seyn?

Da ist z. B. mein Freund Jambres, dessen Herz bey dem Anblick oder der Erwähnung einer schönen That nie stärker schlug; der keine Liebe noch wahre Freundschaft kennt; der bloß etwas gut heißt, weil so etwas die allgemeine Ordnung erhält; der nicht weiß was das heißt, etwas bewundern; der nie beleidigt, aber auch nie verpflichtet; der kalt bleibt, wenn ich bey Betrachtung der schönen Natur, mit der ich jetzt so vertraulich umgehe, vor Entzücken glühe; — was meynen Sie, hat solch ein Mann wohl die geringste Anlage, jemals ein nützliches Glied der thätigen Gesellschaft zu werden? Freylich ist es wahr, kein Mensch wird sich über ihn beschweren; aber wer wird ihm, wenn er einmal unbemerkt von diesem Schauplatze wegschlüpft, eine einzige Thräne weihen? Er ist ganz Kontemplation und Untersuchung.

Was für ein Recht hat man, uns Schwachheiten zum Schimpf anzurechnen, die so oft der Quell der besten Thaten werden? Nennen Sie den einen Helden der in Einem Stücke fort eine ganze Reihe von Jahren hindurch stets schwache, feige, träge, schläfrige Leidenschaften zu leiten hatte, — wenn er nie aus dem Geleise kam? hat solch ein Mensch groß werden können? Ich mache ihm deeshalb auch keine Vorwürfe; ich fodre nicht: Sey groß! Aber warum wird der über ihn gestellt, der sein ganzes Leben anwendet, gewaltige Leidenschaften unter den Gehorsam der Vernunft zu zwingen, — der sie mit gewaffneter Hand bändigt, um nützlich zu werden, und sein Glück zu vermehren? — Wissen Sie, was ich sehr demüthigend finde? daß große Talente oftmals sehr nahe mit großen Fehlern verwandt sind. Das ist ein Schmerz für den, der die menschliche Natur schätzt!

Schreibe ich wohl sehr ordentlich? — Ach! verzeihen Sie einem blutenden Herzen, das durch Liebe und Freundschaft zerrissen wird! Beyde machen mich höchst unglücklich, sie, die sonst die natürlichsten Trösterinnen im Weh, die Wilderter jegliches Leidens sind! Können Sie, so ge-

ben Sie durch Beantwortung dieses Briefes meiner Aufmerksamkeit einmal eine andere Richtung!

So gern ich auch einen Mann von dem ich so viel Achtungswürdiges höre, den wackeren Herrn Bernards, glücklich sehen mögte, so denke ich doch, meine zärtlichgeliebte Lotte müsse jetzt durchaus nicht mehr von dieser Seite behelliget werden. Ach, wenn Ihre so zarte Konstitution nur nicht erliegt, so kann die Zeit noch alles wieder gut machen. Gott! welch ein Brief, ist der an mich! Ist das meines Lottchens reizender Styl? — sonst so ganz Natur, so ganz überredend! — und bin ich es, der alles dieses Unheil verursacht? Muß ich ein Lottchen Roulin unglücklich machen, ich, der ihr Glück so gern mit dem letzten Blutstropfen erkaufte? — Stolzer Sterblicher, geh dann hin und nenne dich kühn den Herrn deiner Handlungen. . . . Blick auf mich und erböthe! das ziemt dir besser! Was bleibt in unserer Macht? — dieses, daß wir von allem worin wir geschleudert werden, den besten Gebrauch machen können.

Bin ich der nehmliche sorglose, frohe Lebend, der ich neunzehn Jahre hindurch beständig

war? — O Liebe!... Und auch Du, o Freundschaft!... Doch ich will mich nicht durch albernes Klagen erniedrigen!

Ich schließe, um noch ein paar Worte an unsere Freundin zu schreiben, die Sie, laut Abrede, die Güte haben werden, an sie zu befördern.

Ein und vierzigster Brief.

Wilhelm Leevend an Lottchen Koutin.

Alle diese Dankbarkeit, meine zärtlich geliebte Freundin, mit der mich Ihr lieber Brief erfüllt, konnte mich nicht vor einem Uebermaß der Theilnahme an Ihrer Unpäßlichkeit bewahren, wodurch meine Antwort bis jetzt verzögert ist. Ich wünschte erst gefasster zu seyn, ehe ich Ihnen schreibe; aber ich sehe, daß ich dann noch lange würde zögern müssen. Lottchen, Sie wissen zu gut was Freundschaft ist, als daß Sie nicht fühlen sollten, wie heftig mir Ihre Unpäß-

lichkeit ans Herz greift. Wollen Sie Ihren Freund nicht tödtlich betrüben, so befolgen Sie mit der größten Sorgfalt den Rath Ihres verständigen Arztes. Ihre Konstitution ist so zart, mein bestes Lottchen! Schon seit etlichen Wochen fühlten Sie sich nicht ganz wohl; einige Aufmerksamkeit kann alles noch wieder herstellen. Erwägen Sie, meine Liebe, wie sehr Sie Ihren Freund verpflichten wenn Sie für Ihre Gesundheit sorgen, die mir theurer ist als meine eigne! Ja, wahrlich theurer! denn mein Glück hängt nicht so sehr an meinem Wohlfeyn, als an dem Ihrigen! Sie sorgen für mich, bestes Lottchen, wenn Sie für sich sorgen. O mögte ich Sie bey meiner Zurückkunft so finden, wie ich Sie zum ersten Male sah! Mich verlangt so sehr Sie zu sehen, daß ich es fast bereue, mich so weit entfernt zu haben. Sie wissen, mein trautes Lottchen, daß eine befestigte zärtliche Freundschaft an Besorgnissen der Liebe nichts vorauslöst; urtheilen Sie also nach Ihrer eignen Erfahrung, in welcher quälenden Unruhe ich sey! Sie wissen daß ich Mamsell Helder liebte, ehe ich mein sanftes Lottchen kannte. Vergessen? ich Lottchen vergessen? würde ich

dann je verblent haben, Sie meine Freundin nennen zu dürfen? Vergift man jemanden, der sich durch Werth, durch Uebereinstimmung unserm Herzen theuer mache? Wenn, wie viele behaupten, die Liebe eine Caprice ist, die nicht nothwendig etwas Außerordentliches in einem Objecte voraussetzt, so ruhet die Freundschaft allemal auf festen Gründen. Mein Herz, das mich noch niemals belog, versichert mich, daß Sie ewig meine am meisten geliebte Freundin seyn werden. Ich sehne mich desto stärker, Sie wieder zu sehen, weil ich dann wieder einmal das ganze Entzücken eines unbeschränkten Vertrauens werde schmecken können. Dieses gegenseitige Vertrauen ist ein so zärtliches Band zwischen uns beyden. Sie wissen es, Liebe! O mein Herz ist so voll, so peinlich voll, und wem kann, wem darf ich es öffnen, als Ihnen meine mitleidige Freundin, und Ihrer ernstern Gutmüthigkeit? als Ihnen, mein eignes, durch heilige Freundschaft mein eignes Vortehen?

Ja, ich kann zwey, ich kann möglich noch mehrere Freunde haben; aber wer besitzt so ganz mein Vertrauen wie Sie? Sie ragen über al-

les hervor was mir Freund ist, und es ist un-
 möglich daß auf dieser Stufe in meiner Freunds-
 schaft (und überhaupt in der Freundschaft) mehr
 als ein einziges Wesen stehen könne. Bey mei-
 ner Zurückkunft werde ich Ihnen vieles zu er-
 zählen haben! Ihre Freundschaft wird mich über
 eine unglückliche Liebe trösten. Dann sind wir
 wieder Hausgenossen; dann bringe ich wieder
 jedes Stündchen das ich erübrigen kann, bey
 Ihnen, und in Ihrem lehrreichen und bildenden
 Umgange zu. Theuerstes Lottchen, Sie wür-
 den mich um alle die Freuden, nach denen mein
 Herz so lebhaft sich sehnt, um jeden Genuß für
 den mein Charakter so ganz gemacht ist, brin-
 gen, wenn Sie Ihre Gesundheit, die eben so-
 wohl mein Gut als das Ihrige ist, vernachläs-
 sigen! Hätte ich das um Sie verdient, mein
 Lottchen? — Daß ich Sie völlig hergestellt an-
 treffen möge, das ist der glühendste Wunsch Ihr-
 res besten, treuesten Freundes.

Zwey und vierzigster Brief.

Wilhelm Leebend an Paul Helder.

Ich habe Stienchens Beyfall nicht? O, den Dolchstich hättest Du sparen können!... Ist es meine Schuld? Neuerst Du denn nicht selbst, daß ihr Urtheil nicht unbefangen sey? Welde: naar... Warum muß gerade der einzige Mann den ich dieses Schazes nicht unwürdig halte, hier mit mir in Konkurrenz kommen! —

Du hast mein Herz tödtlich verwundet, lieber Helder! Darfst Du Dir wohl noch einfals len lassen, daß Du liebst? Nein, schmeichle Dir nicht damit! dann hättest Du deinem Freunde diesen Stoß unmöglich beybringen können!... Ich will sie vergessen! ja, ich will diese Liebe, ich will das Andenken dieser Liebe aus meinem Herzen reißen!... Bin ich nicht ein Thor! Et was vergessen wollen, zeigt gerade, daß man es nicht vergessen kann.. Dein Vater ist nicht zufrieden mit mir? Das thut mir schmerzlich leid! Aber ist es meine Schuld? Was kanh der Mann wider mich haben?

Nachmittags.

Es ist ein regenhafter, unfreundlicher Tag; ich reise nach meiner Bequemlichkeit, und will bis morgen hier bleiben. Meinem Freunde ist meine Gesellschaft so nöthig nicht, daß ich selbst wegen nicht schreiben könnte so lange es mir gefällt. Er macht es eben so.

Jetzt bin ich im Stande, Dir von seiner Art zu denken weit mehr zu sagen. Gestern früh, wie wir so neben einander ritten, lenkte ich ihn auf den großen Gegenstand, und fragte ihn, wie die Unterredung recht im Gange war, nach seinen Begriffen von der natürlichen und der christlichen Religion. Er sah mich stark an: „Eine sonderbare Frage, Herr Leevend!“ — „Geseht! so kann das Sie, der Sie so stark im Sonderbaren thun, nicht abschrecken, sie zu beantworten.“ — „Sie haben Recht. Aber wer sie Ihnen nur beantworten könnte! — Meine Ideen hierüber sind so verwickelt, als aller denkenden Menschen ihre es über aller Gegenstände sind und seyn müssen, die man bloß durch Räsonnement oder auf Treu und Glauben annehmen muß, und die wir nicht mit Sicherheit wissen können.“ — „Ich könnte also der

Wahrheit meiner Religion nie vollkommen gewiß seyn?" — „Alle Christen, die wissen was sie sagen, sprechen nein. Der große Urheber dieser Religion scheint auch bloß Glauben, und keine Gewißheit gefodert zu haben. Sobald man vollkommen gewiß ist, hört ja der Glaube auf, wie selbst ihr Apostel sagt.“ — Die Beweise für eine Sache können gewöhnlich so stark, und das Gegentheil kann so ungereimt seyn, daß wir, wenn auch keine mathematische, doch eine moralische Gewißheit erlangen; ist es dann noch billig, zu zweifeln?" — „Ich sage lieber: Ich kann ohne im mindesten unbillig zu seyn an Alichem zweifeln, wovon ich nicht vollkommen gewiß bin; ja, dies ist sogar vernünftig gehandelt.“ — „Lieber Jambres, wäre es wohl billig und vernünftig zu bezweifeln, daß es jemals einen Wilhelm I. gegeben habe?" — „Nun das haben unsere nahen Vorfahren noch bezeugt. Aber wer kann uns Dinge bezeugen, die vor Jahrtausenden geschehen sind?" — „Das dünkt mich, heißt nichts gesagt. In eben der Entfernung von Jesu in der wir von Wilhelm I. sind, wußte man es aus gleich nahen Quellen eben so gewiß, daß Jesus auf dieser Erde gelebt, gelehrt

und gelitten habe, als wir es wissen, daß Wilhelm der Erste lebte, und zu Delft ermordet wurde, und das bleibt Anno 200000 eben so wahr.“ —

„Nu, Leevend, das glaube ich also, aber ich bin davon nicht so gewiß, als ich es bin, daß ich jetzt mit Ihnen von diesem großen Manne spreche.“ — „Das södre ich auch nicht; denn wäre das erfoderlich, so würden Sie eine solche Gewißheit haben; aber gestehen Sie, daß Sie alsdann die unmittelbaren Eigenschaften des höchsten Wesens besitzen müßten.“ —

„Man sagt so vieles nach, was man andere sagen hört, und worauf wir sonst nie gefallen seyn würden; wir halten uns mancher Dinge gewiß, die wir noch nie untersucht haben: bilden uns ein, daß wir nicht daran zweifeln und wir denken nur nicht an sie. Die Dinge, die man uns vorhält, sehen wir von der hellen Seite, — wir fragen sogar nicht einmal: haben sie auch eine dunkle Seite? Aber, sobald wir anfangen zu untersuchen gerathen wir in Labyrinth; wir finden so viel dagegen als dafür. Alle Systeme fallen weg! Wissen Sie was, Leevend? Glaube und Unglaube sind Früchte der Trägheit und Furchtsamkeit. Wer Mühe nicht scheuet und

Muth besitzt, der zweifelt immer. Er geht wie ein Held, durch die dicksten Finsternisse, und die einsamsten Wege. Unglaube und Ueberglaupe haben keine Gründe für ihre Sache. Der Zweifler hat ihrer in Ueberfluß. Indem er fragt: Was ist Wahrheit? ist er ihr viel näher als der stolze Entscheider, der da sagt: Dies ist Wahrheit. Wenn er edelmüthig bekennt: Ich bin seit gestern und weiß nichts! ist er viel weiser, als wer auf seine Einsichten und seinen Verstand pocht. — Mein Kopf ist zu voll von Ideen, die unaufhörlich gegen einander stoßen, als daß ich jetzt Ihnen mehr sagen könnte; aber ich will mich bey erster Gelegenheit hinsetzen, um meine Gedanken für Sie niederzuschreiben. Westsetzen kann ich nichts; ich gebe nichts für meine Gefühle auf; so weit bin ich noch nicht; es liegt noch so viel dunkles für mich in der Sache.“ —

Er hielt Wort, und gab mir gestern Abend den folgenden Aufsatz:

Jambres an seinen Freund.

„Was ist natürliche Religion? eine Huldigung, von welcher Natur und Vernunft uns überzeugen daß wir sie einem Wesen schuldig

„ sind, mit dem wir in Beziehungen stehen; das
 „ uns belohnt und bestraft. Nun fragt sich:
 „ Gibt es ein solches Wesen? Und wenn es
 „ eins giebt, kann die Vernunft es ausfündig
 „ machen? — Ja! ruft das Volk: es giebt
 „ solch ein Wesen, und wer den Schöpfer nicht
 „ aus den Geschöpfen erkennt, der ist vorseßlich
 „ blind! — Was beweiset dieser Ausruf?
 „ Nichts! — Es ist absurd, sagt man, eine
 „ Wirkung ohne Ursache anzunehmen. Richtig!
 „ das ist äußerst ungereimt. Aber gerade das
 „ ist der Knoten, und hier öffnet sich das Laby-
 „ rinth, aus dem uns kein Faden führt. Denn
 „ wenn wir nun so von Wirkung zu Ursache
 „ hinauffliegen, und nun endlich stehen bleiben
 „ bey dem Etwas das aus Nichts hervorgebracht
 „ ist, so fragt sich: was ist nun die Ursache
 „ dieses Etwas? Ist diese Ursache denn nicht
 „ schon eine Wirkung ohne Ursache? Oder kann
 „ Allmacht und Weisheit in Absurditäten und
 „ Widersprüche verfallen? Ich bemerke überall
 „ Schönheit, Ordnung, und spreche: Hier sehe
 „ ich Gott in der Natur! Ich bemerke Män-
 „ gel, Ungereimtheit, Verwirrung — ich vers-
 „ liere meinen Gott! Ich sehe den Bdsawicht sein

„Leben in ungestörter Ruhe ableben; überall
 „entdeck ich Feinde meines Glückes, Geiz, Rach-
 „gier, Laster, Wollust, Unrecht: und die große
 „Ordnung bleibt bewahrt. Ich schließe, daß ein
 „allmächtiges Wesen vorhanden sey, welches
 „dieses alles in Stand erhält. Ich sehe einen
 „Sokrates den Giftbecher leeren, einen Nero
 „auf dem Throne; — ich sehe einen Barne-
 „veld auf dem Schaffot, die Witte jämmerlich
 „ermordet, und ihre Feinde sterben ruhig in ih-
 „ren Betten...! Wo bleibt nun die so gepries-
 „sene Vorsehung? Wo die höchste Gerech-
 „tigkeit?“

„Ich sehe die Geschlechter der Thiere ein-
 „ander folgen wie die Wogen des Meeres; keine
 „einzige Klasse geht ein; alle die Reihen der
 „Pflanzen, der Insekten, werden erhalten.
 „Welch eine herrliche Kette und Stufenleiter
 „von Wesen! Hier, ruf ich aus, ist ewi-
 „ger Verstand!“

„Ich sehe dem nichtswürdigen Stolze eines
 „elenden Fürsten, der Laune seiner Speichelle-
 „ter, den Capricen einer königlichen Maitresse,
 „ganze Länder preisgegeben, aufgeopfert. Mord
 „und Raubgier verwüsten die blühendsten Ges-

„ genden, verhüeren die Hoffnung des frommen,
 „ friedlichen Landmannes, entvölkern Provinzen,
 „ verkehren ganze Städte in gräßliche, bluttries-
 „ sende Ruinen. Zürenne gehorcht der scheuss-
 „ lichen Politik seines Despoten, wird Mord-
 „ brenner, opfert die schöne Pfalz den Flammen,
 „ und vertreibt ihre unschuldigen Bewohner zu
 „ tausenden aus ihren Hütten. Hier reißt man
 „ den arbeitsamen Jüngling vom Pfluge und
 „ aus den Werkstätten, zwingt ihm ein Mord-
 „ gewehr in die Hand und führt ihn auf das
 „ Schlachtfeld. Der gute Hausvater muß Gat-
 „ tinn und Kinder verlassen und kömmt als ver-
 „ stümmelter Krüppel oder niemals wieder zu dem
 „ Seinen. Man schändet seine Töchter, ver-
 „ führt seine Gattinn, und spottet der blutigen
 „ Thränen, die über sein ehrwürdiges Anlitz fließen.
 „ Die viehischeste Unbändigkeit verheert die Saat,
 „ die der Landmann für seine zahlreiche Familie
 „ den Furchen anvertraute; sie fügt die Schmach
 „ zu ihren Dubeinstücken. Ich sehe das abscheu-
 „ liche Ungeheuer Tilly vor dem lodernden Wags-
 „ deburg, wie der schändliche Mordbube kaltblü-
 „ tig befiehlt, sein Herr von Henkersknechten noch
 „ ein paar Stunden plündern und morden zu

„lassen...! Was meynen Sie, würde ich Gott
 „nicht entehren, wenn ich glaubte, er sähe und
 „wüßte das alles, und könnte wohl, wollte aber
 „nicht es verhindern? — Sehen Sie, das ist
 „nun gleichwohl die Kette von Ereignissen, in
 „welchen das gedankenlose Volk so klar einen
 „Gott entdeckt, eine Fürsorge erkennt! Für
 „mich hat alles eine dunkle und eine helle Seite,
 „je nachdem ich die Gegenstände betrachte.“

„Wenn ich gute Gesetze gut ausüben sehe;
 „wenn die Unterthanen gehorsam und die Für-
 „sten Menschen und weise, würdige Staatsbes-
 „diente sind; wenn jeglicher das Seine redlich
 „zum Glück der Gesellschaft beyträgt; wenn
 „Eintracht in den Familien herrscht; wenn
 „Künste und Wissenschaften blühen; wenn die
 „Jahreszeiten milde sind, das Land fruchtbar,
 „die Luft gemäßigt ist, dann ist Frieden in mei-
 „ner Seele; dann gleiten Vertrauen und Dank-
 „barkeit in mein Herz. Ich bete an, und
 „wünsche daß dies das Resultat einer streng un-
 „tersuchten Wahrheit seyn mögte!“

„Wenn ich in der Natur alles rauh und
 „schrecklich finde, wenn die Elemente uns bekäm-
 „pfen, uns tödten; wenn ich Greise und Kin-

„ der , schuldlose Wittwen , ihre kraftlosen , star-
 „ ren Hände ausstrecken sehe , um von üppigen
 „ Reichen eine armselige Kleintigkeit zu ersehen ;
 „ wenn ich den braven Handwerker ohne Arbeit ,
 „ ohne Brodt sehe , während er stumm wie der
 „ Tod , den nassen Blick auf Weib und Kinder
 „ heftet ; wenn ich die Unschuld verleumdet und
 „ belästert , die Schwelgerey gesund , die Mä-
 „ ßigkeit von schleichenden Qualen ausgezehrt
 „ sehe , — dann ist alles dunkel ! Wo ist sie dann
 „ die anbetenswürdige Fürsorgung ? Wie ? han-
 „ delt der Vater der Menschen weniger billig ,
 „ als wir , die Söhne des Staubes in unsern
 „ Lehmhärten ?

„ Unordnung und Elend stoßen die Begriffe
 „ von einem Gott immer aus meiner Seele !
 „ dann besteht meine ganze natürliche Religion
 „ bloß in einigen zitternden Schauern von Furcht
 „ vor einem mir unbekanntem Gott . Diese von
 „ einer beklemmenden Unruhe von Angst beglei-
 „ tete Furcht hält mich vom Bösen ab . Mein
 „ Zustand ist nicht reizend , das gestehe ich ; aber
 „ was gewährt mir ein blinder Glaube , eine
 „ trügerische Hoffnung ! Ich zweifle bloß , ich
 „ leugne nicht ; es ist zu viel was mich davon

„ abhält. Zweifeln ist für einen denkenden
 „ Mann etwas sehr Lästiges und Peinliches; aber
 „ das sehe ich mir durch das Bewußtseyn ver-
 „ gütet, daß ich das Echo des Volkes nicht bin;
 „ daß ich in mir selbst ein Vermögen besitze, das
 „ mich von allem diesem Unbedachte entfernt;
 „ daß ich ein freyer Mensch bin: daß ich nichts
 „ blindlings verwerfe oder annehme: kein Sy-
 „ stem! alles ist für mich ungewiß.“

„ Die christliche Religion betreffend, denke
 „ ich so: Eine Offenbarung die uns von
 „ Gottes wegen unsere Pflichten lehrt, die uns
 „ Gesetze giebt deren Befolgung oder Vernach-
 „ lässigung ewige Folgen für uns haben müssen,
 „ eine solche Offenbarung muß, selbst nach dem
 „ Urtheile der Christen, so klar seyn, daß der
 „ einfältigste Mensch sie fassen kann. Sie muß
 „ nirgends Doppelsinn enthalten, der eben so
 „ leicht verkehrt als richtig ausgelegt werden
 „ kann. Dies ist nun aber, wie Sie wissen,
 „ nicht so; und gesetzt es wäre, zu welchem Ende
 „ giebt man denn jährlich den Lehrern, oder
 „ wie sie sich selbst (aus Modestie) nennen, den
 „ Auslegern und Haushaltern über
 „ Gottes Geheimnisse, so ungeheuerer

„Summen? Ist eine Offenbarung denn
 „so mühsam zu lehren. Wie viel dunkle Stel-
 „len finden nicht selbst die Christen in dieser
 „Lehre! Wo bleibt also das Merkmal einer
 „göttlichen Offenbarung?“

„Wo ist der Mensch, der, wenn er auch das
 „längste Leben ganz dazu anwendete, Zeit ge-
 „nug finden könnte, alle die Kommentare dieser
 „Leute zu lesen, die im unaussprechlichen, unaus-
 „gleichbaren Widerspruche mit einander sind?
 „Diese Lektüre vermehrt die Verwirrung, und
 „bessert uns in keiner Hinsicht. Einige dieser
 „Männer begreifen, daß keine von Gott durch
 „Worte gegebne Offenbarung mit jener die er
 „durch seine Werke gab, das heißt: mit der na-
 „türlichen Religion, in Widerspruch stehen
 „könne; sie bemühen sich mithin, die natürliche
 „Religion in die geoffenbarte zu fügen. Die
 „Folge davon gereicht ihrer Sache nicht zum
 „Vortheil. — Andre predigen uns die Lehre
 „von Jesu, aber sie behaupten daß unsere Ver-
 „nunft sie nicht fassen könne. Was heißt das
 „anders, als uns von der Verbindlichkeit los-
 „sprechen diese Lehre anzunehmen, so lange wir
 „unsre Vernunft brauchen?“

W. Leebend. 2r Bd. 1. Abth.

2

„Glauben Sie nicht, daß ich die christliche
 „Religion geringschätze: das thue ich keineswe-
 „ges Der Charakter ihres Stifters ist so vor-
 „trefflich, seine Lehren sind so heilig, sein Bey-
 „spiel ist so musterhaft, daß ich nie ohne die
 „größte Ehrfurcht an ihn denke. In den Brie-
 „fen der Apostel sind Schätze von Weisheit und
 „Ermahnungen enthalten. Frank und frey,
 „wenn auch Jesus bloß der Erfinder seiner Lehre
 „wäre, so bleibt sie immer unter allen Religio-
 „nen die beste. Aber, o der Tiefen! Wie viel
 „Herrliches, wie viel Schwaches, wie viel Vers-
 „nünftiges, wie viel Abergläubiges! — Kommt
 „diese Religion unmittelbar von Gott, so ist
 „sie wenigstens sehr durch Menschenhände ge-
 „gangen.“

„Da sehen Sie mich also in eben der Uns-
 „gewißheit und im Labyrinthe! Ist meine Seele
 „immateriell, und folglich unsterblich? Wer-
 „den wir leben nachdem wir gestorben sind?
 „— Ich zweifle an Allem, aber ich bin kein
 „Ungläubiger! und Sie, mein Freund, wer-
 „den am sichersten handeln, wenn sie pünktlich
 „so leben, als wären Sie von einer so heilsa-
 „men Religion vollkommen überzeugt.“

* * *

Dieses, mein werthester Selber, sind die Gedanken eines redlichen Mannes, der auf Treu und Glauben spricht. Findest Du es gut, so laß sie Deinen Herrn Vater einmal lesen. Von Dir aber erwarte ich, daß Du mir Deine Anmerkungen darüber mittheilen wirst. Adieu, mein Freund!

Drey und vierzigster Brief.

Lottchen Roulin an Wilhelm Beckend.

Mein Freund!

Welch ein Wort kann ich wohl hinzufügen? Ich habe nur Einen Freund, giebt es also wohl etwas zu unterscheiden? Auch thut mir kein einziges Beywort Gnüge. Alles ist so verwirrt, nichts befriedigt mich. Ein andermal wieder will mein Herz Ihnen einen Namen geben, vor dem meine Wange erröthet; — warum? Ach, ich weiß es nicht, mein Freund! Ja, Sie nehmen Antheil an mir. Die Freundschaft hat mich zu Ihrem Lottchen gemacht! so ganz zu Ihrem Lottchen! Seyn Sie ruhig und heiter; ich folge beständig Ihrem Rathe! Ich brauche Arzney, und seit dem Empfang Ihres letzten Briefes ist mir viel, viel besser! Doch bin und bleibe ich immer sehr unväßlich, obgleich nicht krank; ich bin keine Stunde deswegen im Bette. Es kömmt mir so ungewohnt vor, Sie nicht zu sehen. Eben das sagt mein Bruder alle Augenblicke; er grüßt Sie und hofft, daß Sie vor dem

Winter zurückkommen werden. Oder bleiben Sie länger aus? — Sie versteh ich immer; die Freundschaft unterwies uns beyde in ihrer lebenswürdigen Sprache. Ich weiß, was Sie für mich fühlen; mein Herz sagt es mir, und dann schlägt es so stark, ach, so angreifend.

Sie sind also nicht glücklich, und Sie lieben Wamsell Helder, und die ist frey, ihr Herz ist von keinem Andern erfüllt... Lieber Wilhelm, seyn Sie glücklich, und alles wird gut seyn. Wüßten Sie, wie weit, durch Freundschaft beseelt, Ihr Lotchen gehen könnte, was sie für Sie würde thun können! Doch würde meine Freundschaft sie wegen einer unglücklichen Liebe trösten können? — Wie aufmerksam, wie mitleidig werde ich Ihnen zuhören! Einigen Trost wird Ihnen das wenigstens geben; das weiß ich sehr gewiß!

Wie glücklich sind die, die im Grabe schlummern! Dieses Leben ist ein Zustand der Prüfung; Seligkeit ist der Lohn des Ueberwinders. Warum habe ich so wenig körperliche Kräfte, warum ist meine Gesundheit so wandelbar, wenn unser Streit auf Erden lang und ermattend seyn muß?... Das stille Bild des Todes schwebt

beständig vor meiner Phantasie; das ist nachdenkenden, durch Umstände niedergedrückten Seelen nicht uneigen. Mein Geist ist so schläfrig; meine Augen sind so schwer. Ganze Tage sitz ich bey dem Blumenstücke... Sie sind nicht glücklich; sollt ich dann ruhig und heiter seyn können? — Denken Sie an Ihre Freundin

E. R.,

Vier und vierzigster Brief.

Oberstwachmeister Weldenaar an den
Obersten van Eysama.

Ihr Brief...! O mein respectabler Freund,
so bin ich denn für Freude noch empfänglich? —
Aber in Ihrem Charakter ist so viel Größe, daß
Sie mir diesen Ausruf kaum zu Gute halten
werden!

Ja, Freund! so ist meine Schwester;
so sind meine Eltern. Kenne ich meine Jaco-
bine einigermaßen, so darf ich die Ehre nicht
hoffen, in Ihnen einen Schwager zu umarmen.
Schmeicheln Sie sich nicht, daß Sie in Ihrer
Gesetztheit, in der Stärke Ihres Geistes, und
in dem sonst so glücklichen Zuge weniger leicht
erschüttert zu seyn, so viel Hülfe finden werden,
als Ihnen vielleicht nöthig werden wird. Ver-
nen Sie das Mädchen kennen wie es ist, und
Sie werden immer stärker nach dem Besitze ei-
nes für Sie unschätzbaren Schazes sich sehnen.
Allerdings erwarte ich außerordentlich viel von
einem Manne wie Sie sind: aber dies wird
Sie doch zu heftig angreifen! Der edle Stoß,

in Ihrer Denkart, nicht aber Ihre Gleichgültigkeit erhielt Sie so lange fühllos; Ihr Herz fand nichts woran es sich heften konnte, und machte vielleicht den Schluß, es sey vergebliche Mühe, darnach zu suchen. Jetzt werden Sie gewahr daß eine Person lebt, für die, während Ihr ganzes Herz von ihr erfüllt ist, Ihre Vernunft Ehrfurcht empfindet. Wen könnten Sie nach dieser wohl noch lieben? — Vielleicht räumen Sie mir nunmehr ein, man brauche eben kein albern Tropf zu seyn, um unter unglücklichen Umständen in steter Unruhe zu schweben? Ich gestehe, daß dieses mich, obgleich auf Ihre Kosten, für einige Augenblicke aufrichtet. Dies Bekenntniß hat nichts Unbegreifliches für Sie, da Sie wissen, welchen hohen Werth ich auf Ihre Achtung setze.

Sie haben sie gesehen? Das ist mir genug. Wäre sie nichts weiter als schön, würde ich sie dann wohl so sehr lieben? — Auch jetzt, da ich keine Hoffnung mehr habe? denn nach dem, was Sie mir schreiben, bleibt mir, das sehe ich selbst, auch kein Schatten von Hoffnung mehr übrig. . . Und nun vollends, da ich den glücklichen Jüngling gesehen habe! . . . Ja, ich

habe ihn gesehen, und will versuchen ob ich ruhig genug bin, Ihnen diesen Vorfall zu erzählen.

Als ich am Dienstag Morgen von einem Spazierritte nach Hause kam, sagte mir einer von meinen Leuten, ein ansehnlicher Fremder habe nach mir gefragt. Ich verwies es dem Burschen, daß er sich nicht nach dessen Namen und Logis erkundigt habe. — Er hatte es gethan, der Herr hatte aber bloß geantwortet: er hoffe mir auf der Parade sein Compliment zu machen. Ich errieth nicht wer er seyn konnte, expedirte einige Regimentsfachen, begab mich, wie es Zeit war, nach dem Paradeplatze, verrichtete meinen Dienst, und hatte den Fremden ganz vergessen, als ein wohlgekleideter junger Herr von sehr edlem und geachtetem Ansehen sich mir näherte. „Ich frage nicht, redete er mich an, ob ich so glücklich bin in Ihnen den Herrn Oberstwachmeister Weldenaar zu sehen; die große Aehnlichkeit zwischen Ihnen und einer meiner schätzbarsten Freundsinnen versichert mich, daß ich die Ehre habe dem würdigen Bruder der der Demoiselle Weldenaar meine Hochachtung zu bezeugen.“ — Er setzte in eben so ver-

hnblichen Ausdrücken hinzu, daß er sich schon lange meine Bekanntschaft wünsche, und sich das Vergnügen nicht habe versagen können, jetzt, da ihn sein Weg meiner Garnison so ziemlich nahe gebracht, ein paar Meilen umzureisen. Sein Name sagte er, sey Wilhelm Leevend.

Ich gerieth in Bestürzung bey einem Namen, der mir auf Einmal so viel vor die Seele führte; und ich mußte mich sehr irren, oder er bemerkte meine Verlegenheit, die mir kaum so viel Bestanung ließ ihm sagen zu können, daß der Freund meiner Schwester mir sehr willkommen sey. — „Ich darf mir wenigstens schmeicheln, unterbrach er mich schnell, daß ich Ihnen als Bote nicht unwillkommen bin. Ich brachte ganz neuerlich den angenehmsten Tag den ich mir denken kann, bey Ihrer Familie zu, und außer tausend Grüßen und Umarmungen die mir aufgetragen sind, kann ich Ihnen sagen, daß ich ihre Frau Mutter in besseren Gesundheitsumständen vorfand und verließ, als ich gehofft hatte.“ — Wie innig hätte ich ihn umarmt, aber . . . er war der beglückte Liebhaber der lebenswürdigen Helder! Würde er mich in dessen wohl so unterbrochen haben, wenn er mich

nicht errathen hätte?... Ich wiederholte ihm indessen die Versicherung, daß sein Beinah mir in jeder Hinsicht angenehm sey. „Ich hoffe, fuhr ich fort, daß Sie Ihr Logis nirgends als bey dem Bruder Ihrer Freundin nehmen, und mir erlauben werden Sie mit allem bekannt zu machen, was in unserer Stadt die Aufmerksamkeit eines Reisenden verdienen kann.“ — „Sie sind zu verbindend. Herr Oberstwachmeister! Ich reise in Gesellschaft eines Freundes, und für die wenigen Tage die ich hier seyn werde, scheint mir der Gasthof, in dem ich abtrat, sehr gut. Mich hat nichts hierher gezogen, als der Wunsch, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.“ — Wir waren sehr, recht sehr höflich gegen einander, aber ohne Herzlichkeit — wenigstens von meiner Seite, und das verdriest mich. Was habe ich für ein Recht, einen liebenswürdigen jungen Mann der mir Hochachtung beweist, weniger freundschaftlich zu behandeln, weil er von einem Frauenzimmer geliebt wird, auf die ich mir niemals Rechnung erlauben durfte? Ich begreife das recht gut, und bin auch sehr unzufrieden, sehr beschämt über mich selbst, über mein wirklich frostiges Benehmen

gegen ihn, indessen fürchte ich trotz dieser Scham,
 daß, wenn er auch in diesem Augenblicke wieder
 käme, es mir unmöglich seyn würde ihm herz-
 licher zu begegnen. Er nahm meine Einladung
 zum Mittagessen für sich und seinen Freund an,
 aber wie ich deutlich sah, aus bloßer Politesse.
 Die Unterhaltung bey Tische war sehr unbedeu-
 tend. Hier haben Sie eine kleine Probe dar-
 von. Er sagte mir, wie die Gelegenheit es mit
 sich brachte, daß er Jacobinen mit ungemeiner
 Hochachtung schätze und liebe. — „Dessen hat
 meine Schwester sich gegen mich berühmt, Herr
 Leevend.“ — „Es ist sehr gütig von ihr, wenn
 sie meiner gegen einen so würdigen Bruder mit
 Freundschaft erwähnt hat.“ — „Waren Herr
 Leevend neuerlich auf Beekenhof?“ — „Denn
 Tag zuvor, ehe ich Ihre Familie besuchte.“ —
 „Mamsell Helder wird allgemein für eine große
 Schönheit gehalten. Finden Sie das nicht
 auch?“ — „Wenn ich weiter nichts an ihr
 fände, so würde ich erröthen mich ihrer Bekann-
 schaft zu rühmen. Mamsell Helder kömmt Ihr-
 rer Schwester bey nahe an Verdiensten gleich,
 Herr Major!“ — (Er sagte mich, wie mich
 dankte, hierbey sehr scharf und ernst ins Ge-

nicht.) — „Sie urtheilen sehr vorthellhaft
 von meiner Schwester.“ — „Nur gerecht.“
 — „Madame Helder würde es, glaub ich, sehr
 ungern sehen, wenn ihre liebenwürdige einzige
 Tochter zu jung heyrathete.“ — „Nu, die
 Tochter lebt in den Armen ihrer vortrefflichen
 Eltern so glücklich, daß sie gewiß auch in diesem
 Stücke den Wunsch ihrer Mutter befriedigen
 wird. Und Madame Helder sieht unfehlbar
 ein, wie viele Freuden sie wird aufgeben müssen,
 sobald sie die Gesellschaft ihrer Tochter ver-
 liert.“ — „Herr Leevend scheinen mit der Denks-
 art dieser Damen sehr genau bekannt zu seyn.“
 (Ich sah, glaube ich, sehr stramm!) — „Das
 kann Sie nicht befremden, Herr Oberstwach-
 meister! Ich hatte von klein auf das Glück, mit
 ihnen, beynähe als ob ich zum Hause gehörte,
 zu leben. Madame Helder hält mit ihrer Art
 zu denken, besonders in diesem Stücke, nicht
 hinter dem Berge!... Wissen Sie, daß
 der Schöppe Dabiole sich beworben hat?“ —
 „Reichthum giebt Arroganz, Herr Leevend! Er
 hat nichts ausgerichtet, denk ich?“ — „Kön-
 nen Sie fragen, lieber Herr Major? Nein,
 zuverlässig nicht.“ — „Sollte ihm jemand vor-

gefischt haben?" (Dies sagte ich lächelnd, aber er setzte eine sehr mißvergnügte Mine auf.) — „Vorgefischt? der Ausdruck befremdet mich in Ihrem Munde, Herr Oberstwachmeister! So viel ist gewiß, eine Helder ist nie im Stande eine so unwürdige Wahl zu treffen..“ — „Und um so viel weniger, (fiel ich ein,) weil ihr Herz nicht frey ist.“ — „Das wäre möglich, sagte er und betrachtete seine Hand: aber Liebe, sagt man, macht parteyisch.“ — „Nu, das wird sich mit der Zeit auch wohl zeigen.“ — „Ich bin des besten Vertrauens, daß der Mann, den sie dereinst wählt, ihrer nicht unwürdig seyn wird; und was ist alsdann darauf zu sagen?“ —

Voll Unmuths ließ ich das unbeantwortet; Herr Leevend scheint mir ein wenig zu gut unterrichtet. Dieser Unmuth ist unbillig, ich weiß es; aber das Herz hat seine schwache Seite. Ich zweifle, ob er wohl besser mit mir zufrieden ist. Er war mir mit solch einer offenen Physiognomie, mit so hellen Augen, ein wenig zu kühl. Ich stelle mir vor, er sey erst willens gewesen, sich hier etwas länger aufzuhalten: aber am folgenden Morgen setzte er seine Reise fort,

und unser Abschied war — höflich. Ja, er versprach sich eine offnere Aufnahme! Es verdriest mich! Wie würde ich ihn lieben, wäre er nicht der glückliche, der geliebte Jüngling!

Noch niemals habe ich mich auf Unart erkappt; jetzt aber erfahre ich, man könne durch den Verlust eines Schatzes worauf wir unser ganzes Herz setzten, so gedrückt werden, daß man darüber vergift, was man seiner eignen Würde schuldig ist. — Und wie, wenn er nur gekommen wäre, um mich sein Glück fühlen zu lassen? . . . um es desto vollständiger zu schmecken? Was anders konnte ihn wohl treiben, gerade mich zu besuchen? Welchem andern Umstande kann ich diese Aufmerksamkeit wohl zu verdanken haben?

Weniger als jemals achte ich jetzt auf die elenden Gerüchte, die zu seinem Nachtheile roursiren. Man braucht ihn nur zu sehen um sie zu verachten. Mein Herz fühlte einen solchen Hang zu ihm, daß es mir Mühe kostete demselben nicht nachzugeben. Er ist der einnehmendste junge Mann, den ich jemals sah. Er hat nichts vom akademischen Stutzer, und noch weniger von der süßsanten Pedanterey woran



man unsere Studenten so leicht erkennt, wenn sie nicht viel Erziehung oder Verstand haben. Seinen Freund nahm ich für seinen Gouverneur, der dem reichen Amsterdamer bloß um des Anstands willen zugegeben sey; denn der Eleve hat bereits einen gebildeten Charakter: aber ich betrog mich; es war einer seiner akademischen Freunde, wiewohl etwas älter als er.

Sie werden mich äußerst verbinden, wenn Sie meine Schwachheiten einer Familie nicht zu Gesichte kommen lassen, die mich zu sehr liebt als daß sie ihr gleichgültig seyn sollten; gleichwohl habe ich diese Schwachheiten, — wenigstens jetzt noch. Dies ist die Ursache, warum ich Ihnen keine Grüße auftrage, denn das könnte Sie in die Verlegenheit setzen einen Brief zeigen zu müssen, der nur für Sie geschrieben ist.

Fünf und vierzigster Brief.

Herr Johann Heinrich Renting an Herrn
Constantin Helder.

Ihr Aufenthalt auf dem Laude und die überhäuftten Geschäfte meines Comptoirs hindern mich, Ihnen folgendes mündlich zu sagen. Mein ältester Sohn, der Ihnen nicht unvortheilhaft bekannt ist, hat mir eröffnet, daß er Neigung zu Mamsell Helder fühlt, und dringt sehr in mich, ihm Ihre Genehmigung zu erbitten, daß er der jungen Demoiselle aufwarten dürfe. Mit dem größten Vergnügen erfülle ich hiemit diesen seinen Wunsch. Mein Sohn war stets ein sehr braver Junge, wie Sie wissen; und jetzt ist er von seinen dreyjährigen Reisen ohne Schulden, ohne einen Kopf voll Narrheit, und vollkommen gesund zurückgekommen, — drey Umstände, deren sich unsere jungen Leutchen nicht allemal rühmen können. Seine Geschäfte läßt er sich sehr angelegen seyn, und die Legion unserer hübsch aufstakirten Pflastertreter wird er nicht vermeh-

ren. Meine Familie ist Ihnen bekannt. Von
meinen Umständen werde ich alle Auskunft ge-
ben, wenn ich mit einer günstigen Antwort be-
ehrt werde. Ich bin u. s. w.

Ende der ersten Abtheilung des zweyten Bandes.



